Germ.sp.
77 n

Germ. spec. 77.n

Briefe

Würtembergische
Briefe,
oder
Schilderung
der
Sitten
und der
Merkwürdigen Personen
dieses Herzogthums.

Auf Kosten der Gesellschaft.
1766.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Redlichen Deutschen.

Dem

Patriotischen Verfasser

der

Reliquien

wiedmet diese Blätter

aus

Ehrerbietiger Zuneigung

der Verfasser.

Vorbericht.

Die nachfolgende Briefe haben einen gebohrnen Würtemberger zum Verfasser, welcher eine geraume Zeit in Herzoglichen Diensten gestanden war, und dem der Zustand seines Vaterlandes vollkommen bekannt ist. Er verließ vor einiger Zeit die Herzogliche Dienste mit höchster gnädigster Bewilligung, weil er sein Glück an einem andern Orte besser zu machen glaubte. Es sind einige Monathe verflossen, daß er genöthiget war, gewis-

gewisser Geschäfte wegen wieder eine Reise nach Stuttgard zu machen. Ein auswärtiger guter Freund ersuchte ihn, ihm doch den gegenwärtigen Zustand des Hofes und des Landes zu berichten. Auf diese Art entstanden diese Briefe. Man liesse mich als einen gemeinschaftlichen Freund dieselbe lesen, und ich fand, daß sie ohne die mindeste Partheylichkeit abgefaßt waren. Ich fand neben dem viele besondere Umstände darinnen, welche freylich andern nicht so gut als meinem Freunde bekannt seyn konnten. Also bat ich mir die Erlaubniß aus, sie zum Druck befördern zu dörfen.

Vielleicht erhalte ich durch meine Bemühung Beyfall. Das Publicum ist sehr aufmerksam

auf die Würtembergische Unruhen, kan aber durch die bisher über diesen Gegenstand herausgekommene Schriften, wenig oder gar keinen Unterricht erhalten. Die reine Wahrheit des elenden Maubert bestehet meist aus Lügen und Lästerungen. Ausländer können solche zwar nicht so gleich unterscheiden, aber alle diejenige, welche nur ein wenig in Würtemberg bekannt sind, werden mir vollkommenen Beyfall geben. Eben daher wünschte ich die so genannte Wahrheit wie sie ist, wäre einem Manne abzufassen, übergeben worden, welcher mit dem Zustande des Herzogthums bekannt, und in dem Lande zu Hauß gewesen wäre. So findet man freylich nichts als ein leeres Gewäsche darinnen. Der Würtembergi-

bergische Solon, ist ein Pas-
quill in der schlechtesten Schreib-
art, durch welches man eine blos
persönliche Rache zu sättigen
suchte. Der Nachtisch auf dem
Landhause zu ꝛc. oder Gedanken
guter Freunde über den Würtem-
bergischen Solon, soll eine Wi-
derlegung desselben seyn, der Ver-
fasser vergißt aber seinen End-
zweck, und vertieft sich in den
obwaltenden Strittigkeiten, da-
von er sehr wenig Kenntniß hat.
Wenn doch nur einmahl die Leute
bey ihrer Handthierung blieben!
Die reine Wahrheit und der So-
lon verdienen zwar, aus lauter
Lügen und Lästerungen gar keine
Widerlegung; doch aber wäre es
nichts destoweniger gut ihnen ei-
ne kurze wohlverdiente Abferti-
gung zu geben. Es giebt vernünf-

tige Leute, welche nicht in der Nähe von der wahren Beschaffenheit urtheilen können. Um dieser willen solte man sich bemühen, dem Publico deutlichere und wahrere Begriffe beyzubringen.

Was den zwischen dem Herzog und den Landständen entstandenen Proceß anbetrift, so liegen die deswegen herausgekommene Schriften der Welt vor Augen. Dem Herrn Herausgeber der neuesten Staatsschriften, wäre eine bessere Beobachtung der Ordnung anzuwünschen. Mit diesem Rechts-Streit läßt sich der Verfasser dieser Briefe nicht ein. Er ertheilt seinem Freunde nur von dem gegenwärtigen Zustande des Landes, von den Sitten und der Lebensart der Einwohner Nachricht. Er schildert

die Charactere der merkwürdigsten Personen, und mischet von Zeit zu Zeit einige besondere Begebenheiten, welche sich zugetragen haben mit ein. Unwahrheiten wird man in seinen Briefen nicht antreffen, dadurch unterscheidet er sich von allen bisher herausgekommenen Schriften über diesen Gegenstand. Durch seine Unpartheylichkeit, unterscheidet er sich ebenfalls von allen andern. Nullius addictus in verba jurare. So viel erachtete vorläufig zu melden für dienlich

der Herausgeber.

Erster Brief.

Certa quidem tantis causa est manifesta ruinis,
Luxuriæ nimium libera facta via est.

Propert. L. II.

Mein Herr!

Nach einer Reise von zehen Tagen kam ich endlich vorgestern glücklich hier an. Ich verwunderte mich, niemand unter dem Thore zu sehen, als einen alten Graukopf, von den hiesigen Stadt-Soldaten, welcher sich mit einer Pfeife Toback, ganz gemächlich auf einen Stul gesetzt hatte, und uns in größter Gelassenheit vorbey fahren lies. Es war mir noch allzu wohl bekannt, wie aufmerksam vor ein paar Jahren, die Wachen unter den Tho-

ren

ren seyn mußten, damit niemand unbefragt in die Stadt kommen konnte. Meine Verwunderung nahm zu, als ich weiter in die Stadt hienein kam, und beynahe keinen Menschen auf den Straßen sahe. Bey meiner vormahligen Anwesenheit, war der Tumult auf den Gassen nur gar zu groß, und vor der Menge der Leute konnte man öfters bey nahe nicht durchkommen; Jetzo aber ist alles, stille, öde und tod. Die Entfernung des Hofes und der vormaligen starken Garnison, hat diese Würkung zu wege gebracht. Es liegen zwar dem Nahmen nach würklich noch drey Regimenter Reuterey hier im Quartier, ich glaube aber alle drey zusammen werden nicht viel über hundert Köpfe ausmachen.

Meiner Reise-Gefährtin, einer Kaufmanns Frau von Frankfurt, zu Gefallen, stieg ich in dem Wirthshause zum schwarzen * * * * ab. Ich fand ein hübsches Zimmer, gutes Bette, und genugsame Aufwartung. Maubert schreibt zwar, es seye kein Zimmer in einem Wirthshause zu Stuttgard zu finden, welches vor einen reisenden Pariser Metzger gut genug wäre. Es ist aber bekannt, daß er während seines Aufenthalts allhier, in kein Wirthshaus gekommen ist, als wenn ihn jemand aus Mitleiden mit zum Essen dahin nahm. Wie konnte er von ihrer Einrichtung urtheilen? Die hiesige Wirthshäuser sind nicht schlechter, und die Wirthe eben so be-

sondere Leute, wie an allen Orten. Fielding hätte hier eben so besondere Caractere, als bey seinen Engelländern finden können, und insbesondere ist der Meinige ein ganz vortrefliches Original. Er bildet sich sehr viel auf seine gründliche Einsicht ein. Er spricht mit vieler Zuverläßigkeit von den neuesten Staats-Sachen, und hat immer die sichersten Nachrichten aus der ersten Hand. Zum Unglück giebt es muthwillige Köpfe, welche ihm viele ungegründete Neuigkeiten weiß machen.

Die Bürger in Stuttgard fühlen nunmehr den Schaden, welcher ihnen durch die Abwesenheit ihres Herzogs zugezogen wird. Vor ein paar Jahren wolten sie dieses noch nicht einsehen, aber durch die Länge der Zeit werden sie es gewahr. Die Häuser, mit welchen sie vor diesem so unchristlich wucherten, stehen meistens leer. Eine Wohnung wofür ich selbst fünfzig Gulden bezahlen mußte, ist jetzo für zwanzig Gulden zu vermiethen, und doch will sich niemand dazu finden. Die vorige Abgaben müssen dem ohngeachtet noch bezahlt werden. Die Handwerksleute haben wenig mehr zu arbeiten, und werden schlecht bezahlt, weil der Geldmangel zu groß ist. Bey Abwesenheit des Hofes halten sich keine Fremde mehr hier auf. Die grosse Lieferungen vor die verschiedene Regimenter haben aufgehört. Der Kaufmann, der Gastwirth, der Handwerksmann, empfindet die schädliche Folgen,

von der Entfernung des Herzogs. Alle wünschen nunmehr eifrig die Zurückkunft ihres Herrn.

Ich habe ihnen von dem Geldmangel gesagt. Dieser ist unstrittig so wohl hier als in dem ganzen Lande sehr groß. Glauben Sie ja nicht, daß man in der hiesigen Lebensart etwas davon gewahr werden könne. Klagen muß man genug darüber anhören, aber die ganze Aufführung der Einwohner, widerspricht diesen Klagen gerade zu. Pracht und Verschwendung werden hier auf den höchsten Grad getrieben. Zu Lustbarkeiten und Ausschweifungen ist jederzeit Geld genug vorhanden. Man geht in öffentliche Concerte; man giebt Bälle, Assembleen, Soupees: Man trägt die prächtigste Kleider: Man geht aufs Land, mit ganzen grossen Gesellschaften, sich daselbst zu belustigen. Dieses thun nicht allein Leute, welche es nach ihrem Range und Stande thun müssen, und sich oft wider ihren Willen zu dergleichen kostbaren Belustigungen genöthiget sehen; Nein, ein jeder übersteigt in der Verschwendung das Maas seines Verhältnisses gegen andere. Der Cammerrath führt sich auf wie der Minister, der Schreiber wie der Cammerrath, der ehrbare Bürger wie der Canzelliste, und der ärmste Weingärtner, wie der angesehene Bürger. Es ist schade, daß die Einkünfte bey den wenigsten zureichen. Bey den niedern

dern Beamten thut es gut so lange sie leben, und wenn sie einmahl sterben, so kan die Frau mit dem Kinderhaufen betteln gehen wo sie will. Bey den Bürgern, verursachet diese Lebensart, die viele Ganth-Processe, womit die hiesige wöchentliche Anzeigen beständig angefüllt sind. Wenn man diese Lebensart betrachtet, so ist es unmöglich denen Klagen der Einwohner Beyfall zu geben. Pracht, Wollust und Verschwendung haben den Untergang der größten Reiche verursachet; Sie werden auch mein armes Vaterland in kurzem gänzlich zu Grunde richten.

Ich kenne einen gewissen Cammerrath, welcher seine Bedienung vor fünf tausend Gulden erkauft hat. Er verschwendet jährlich eben so viel, als er dafür bezahlte. Seine Haushaltung gleicht der Haushaltung eines grossen Ministers. Indessen ist die Besoldung gar nicht zulänglich, zu einer solchen Lebensart. Was wird also das Ende davon seyn? Entweder ist der Herr Cammerrath in einigen Jahren ein Bettler, oder er hat hundert andere zu Bettlern gemacht. Sie können nicht glauben, mein Herr, wie prächtig sich diese Herren aufführen. Da sind täglich Gesellschaften, Spazierfahrten, Mahlzeiten, alles ist auf das kostbarste eingerichtet. Die niedlichste Gerichte, die auserlesenste Weine, die kostbarste Kleidungen. Es ist unmöglich, daß sie dieses alles, mit ihren rechtmäßigen

Ein-

Einkünften bestreiten können. Entweder müssen sie also den Herrn und das Land betrügen, oder sie müssen Schulden machen, wodurch ihre Familien an den Bettelstab gerathen, und wovon ihre Gläubiger niemahls wieder einen Heller sehen werden. Ich kenne einen Kaufmann, welcher eines der prächtigsten Häuser bauen lässet, ohne daß er weiß worzu er es gebrauchen will. Die Unkosten, welche darauf verwendet werden müssen, belaufen sich auf eine ungeheure Summe. Es ist wahr, er stehet gut, man hält ihn für einen der reichsten Leute. Aber könnte er das Geld nicht zur Wohlfarth des gemeinen Wesens anwenden? Könnte er nicht eine Menge nothleidender Nebenmenschen damit erretten? Er besitzt ohne diß bereits eines der schönsten Häuser. Nein, der Ruhm seines Nahmens, das Angedenken seiner Pracht, soll der Nachwelt bekannt werden. Doch nemo ante obitum beatus dicendus est.

Auch so gar an leeren Titeln vergnüget sich der thörichte Stolz der hiesigen Einwohner. Der Schreiber will nicht mehr Schreiber seyn, er muß Secretair heissen. Er nimmt ein paar hundert Gulden, welche er etwa noch im Vermögen hat, oder gar zu diesem Zwecke entlehnet, und erkauft sich diesen Titel. Nun hat er nach dem Schwäbischen Sprichwort, den Titel, aber nicht den Kittel,

denn

denn er bekommt keine Besoldung, und der Herr Secretair kan nunmehro Hunger leiden, so lang er will, genug er hat einen Rang. Cammerräthe, Expeditionsräthe, Hofräthe, Hof-Cammerräthe, und wer will die Räthe alle zählen? giebt es hier so viel, daß man bald sonst niemand auf den Gassen sieht. Alle haben ihren Rang theuer bezahlt. Viele aber bereuen ihre Thorheit wenn es zu spät ist. Bey dem weiblichen Geschlecht ist es eben so arg. Es müssen die kostbarsten Kleidungen angeschaft werden; In Gesellschaften muß man alle Tage gehen; Die Kinderzucht wird verabsäumt; Nach der Haushaltung wird nicht gesehen. Wer wird sich mit dergleichen niederträchtigen Dingen abgeben? Der Rang erfordert, daß man sich in der grossen Welt zeige. Den Schluß können Sie selbst machen. Auch die Kinder werden in der zartesten Jugend verdorben. Der Hochmuth und die Liebe zur Pracht wird ihnen von der Wiege an eingeprägt. Ihr ganzer Unterricht erstrecket sich auf die Kunst sich wohl zu kleiden, und die nöthige Complimente zu erlernen. Kinder von sechs bis sieben Jahren, müssen, wenn sie sich besuchen wollen, sich ordentlich vorher nach dem Ceremoniel anmelden lassen. Lachen Sie nicht, mein Herr, es verhält sich würklich so.

Aus dieser Schilderung der Lebensart, können Sie selbst auf die Sitten der Einwohner schließen. Gerechtigkeit, Wahrheit und Keuschheit sind völlig entflohen. Ein ausgelassenes, zaumloses Wesen, Unrecht, Betrug und Falschheit herrschen allenthalben. Ein Mensch, welcher sich durch Geld in ein Amt geschwungen hat, muß suchen, solches wieder zu gewinnen, wie kan er da die Gerechtigkeit beobachten? Ein anderer, der alle sein Vermögen durch eitlen Pracht verschwendet hat, muß sich auf Lügen und Betrügen legen, wenn er anders leben will, er muß Schulden machen, wo er kan, ohne den geringsten Gedanken, solche jemahls wieder zu bezahlen. Und ein Frauenzimmer, welches der Pracht und Verschwendung gewohnt ist, die Mittel aber nicht mehr besitzet, darinne fort zu fahren, wie leicht ist solches nicht zu erkaufen? Gewiß, sie wird allezeit feil seyn, wenn sich nur Käufer finden wollen. Der Unglaube, ist so stark hier eingerissen, als anderswo, er bedecket sich aber mit der Larve der Heucheley, und wird also desto gefährlicher. Bey allen diesen Ausschweifungen, ist doch der Umgang sehr gezwungen. Es giebt keine freundschaftliche Gesellschaft, keine Offenherzigkeit. Alles ist gezwungen und wird nach gewissen Ceremonien abgemessen. Alle Gespräche müssen mit gewissen vorgeschriebenen Complimenten vermischet seyn. Fehlen

solche

solche, so erhält man den Nahmen eines Menschen der nicht zu leben weiß. Ein gezwungenes, geziertes, abgezirkeltes Wesen, ist der Haupt-Caracter der artigen Welt in Stuttgard. Ihr Umgang ist mehr theatralisch als vernünftig; ihre Kleidung ist kostbar, aber ohne Geschmack, und würde allenfalls auch nur auf dem Theater schön seyn. Ich vermuthe dieser verdorbene Geschmack, sey denen vielen im Land befindlichen Operisten, Tänzer und Commödianten zuzuschreiben. Und also, mein Herr, trift in meinem Vaterlande ein, was Hagedorn nach dem Horaz singet:

Die Ahnen waren arg, die Väter
wurden schlimmer,
Und ärger als wir selbst wird Kind
und Kindes-Kind.

Die hier und da im Land befindliche Redliche und Tugendhafte beseufzen in der Stille das einreissende Verderben; aber wer will den Strom aufhalten? Mein menschenfreundliches Herz, seufzet über das unvermeidliche Verderben meiner Landsleute, über die Verblendung, womit sie sich selbst hienein stürzen. Ich will diese traurige Vorstellung entfernen, und Ihnen eine Begebenheit erzeh-

len, welche sich erst vor kurzer Zeit hier zugetragen hat.

Geront, ein alter, sehr reicher Mann, hatte seine Schwester, eine Witwe von geringem Vermögen, nebst ihrer einigen Tochter zu sich genommen, und lies das Mägdgen unter seinen Augen erziehen. Sie wußte sich so wohl bey ihm einzuschmeicheln, und gewann seine Gewogenheit in einem so hohen Grade, daß er ein Testament machte, und seiner Nichte zehen tausend Gulden darinnen aussetzte. Lucille wurde indessen achtzehn Jahr alt, und der Trieb sich zu paaren, welcher allen Creaturen gemein ist, hatte sich auch schon lang bey ihr empfinden lassen. Sie sahe aber, daß Geront nicht daran gedachte, ihr einen Mann zu geben. Vielleicht hatte er beschlossen, sie bis an seinen Tod bey sich zu behalten. Zum Unglück hielt sich ein gewisser vornehmer Herr in Stuttgard auf, welcher einen bildschönen Cammerdiener hatte. Mit diesem gerieth Lucille in Bekanntschaft, und in kurzer Zeit liebten sie sich mit der äussersten Heftigkeit. Der Cammerdiener eröfnete, wie man sagt, die Sache seinem Herrn, und dieser versprach ihm, vor seine geleistete treue Dienste, seinen Beystand. Die Sache blieb einige Zeit über auf diesem Fuß, endlich kam Geront

dahin=

dahinter, und verbot seiner Lucille allen Umgang mit ihrem geliebten Cammerdiener. Was läßt sich aber ein verliebtes Mägdgen verbieten? Sie setzte ihre Bekanntschaft mit ihrem Liebhaber fort, und daher sperrte man sie endlich würklich ein, und sie durfte nicht mehr ausgehen. Doch

Les Verroux & les Grilles,
Sont de foibles garants pour la vertu des filles.

Die Liebe ist sinnreich. Unser verliebtes Paar fand Mittel, durch Hülfe einer Thüre, welche einen Riß hatte, worinn sie ihre Briefe steckten, einander zu schreiben. Lucille willigte darein sich entführen zu lassen. Sie betrog den Alten, durch eine wohl ausgeführte Verstellung, daß er ihr die Erlaubniß ertheilte, wieder auszugehen. So gleich wurde eine Chaise bestellt, der Cammerdiener wartete an einem bestimmten Orte auf sie, er führte sie auf die Güter seines Herrn, und ließ sich ohne Anstand mit ihr trauen. Es scheint Lucille müsse viel Entschlossenheit besitzen. Denn einer von ihren Anverwandten der ihr nachgeeilet war, traf sie an, da sie gerade nach Vollziehung ihrer Heurath aus dem Bette aufstand. Was machen sie hier, Jungfer Base, war seine Anrede. Verscho-

nen sie mich mit diesem Nahmen, erwiederte sie, mein Mann hier, hat mich bereits zur Frau gemacht. War dieses nicht gut geantwortet? Indessen war die Mutter untröstlich, der Alte zerrisse sein Testament, und schwur Lucille solte keinen Heller von ihm haben, und Lucille lachte in den Armen ihres Liebhabers über beede.

Es ist würklich bald Mitternacht und Sie werden mir also erlauben hier abzubrechen, und Sie nur noch zu versichern, daß ich beständig seyn werde rc.

Stuttgard,

den 1ten May

1766.

Zweyter Brief.

Mille hominum species, & rerum discolor usus;
Velle suum cuique est, nec voto vivitur uno.

Pers. Sat. V.

Mein Herr!

Ich hatte mich so lang aufgehalten, daß es bereits zwey Uhr nach Mitternacht war, als ich zu Bette gieng, und ich nahm mir vor diesen Morgen recht lange zu schlafen. Aber meine Hofnung, oder vielmehr mein Wirth betrog mich. Um fünf Uhr früh fieng dieser bereits einen so entsetzlichen Lermen mit Zanken und Poltern zu machen an, daß es nicht möglich war länger an einen Augenblick Ruhe zu gedenken. Ich rief den Hausknecht, und fragte nach der Ursache, welche seinen Herrn so sehr in Zorn gebracht hätte. O sagte er, eine Kleinigkeit, daran wir schon lang gewöhnet sind. Die Frau hat einem Officier, welcher eben abreisen will, den Thee selbst in sein Zimmer hinauf getragen. Mein

Herr ist sehr eifersüchtig, und vermuthete daher eine üble Absicht bey dieser Dienstfertigkeit, und darüber entstand der Lerm. Das schlimmste für uns ist, fuhr er fort, daß, wenn des Morgens ein Sturm über die Frau entsteht, solcher gemeiniglich den folgenden Tag seinen Ausbruch über die Dienstboten nimmt. Weil der Herr solche ohne Ausnahme tüchtig geprügelt, woferne sie ihm nicht aus dem Wege gehen. Dein Herr ist ein Thor, sagte ich. Wenn er über seine Frau böse ist, so solte er deßwegen andere Leute nicht in der Ruhe stöhren. -- Indessen war ich einmahl aufgestanden, und um die Zeit zu verkürzen, entschlosse ich mich Ihnen einige Merkwürdigkeiten zu berichten. Sie haben es also der Eifersucht meines Wirthes zu verdanken, daß Sie zwey Briefe zugleich bekommen.

Der vom Maubert auf eine unvergebliche Art gelästerte, und von dem Verfasser der Wahrheit wie sie ist, nur schlecht vertheidigte erste Minister, hat seinen Abschied mit einem ansehnlichen lebenslänglichen Gehalt, und in den gnädigsten Ausdrücken erhalten. Da er dem ganzen Volke äuserst verhaßt ist, so hat er, wie mich dünkt, am klügsten gethan, seinen Abschied selbst zu nehmen, ehe er durch einen unvermutheten Zufall hätte dazu gezwungen werden können. Vielleicht hat er sich an dem Beyspiel des ehemaligen Obrist

R**

R * * gespiegelt. Felix! quem faciunt aliena pericula cautum. Jetzt frolocket das gemeine Volk und hoffet güldene Zeiten. Diese Leute solten aber an den Fuchs in der Fabel gedenken, welcher bat, man solte die Fliegen, welche auf seiner Wunde sassen, und sich schon vollgefressen hatten, nur sitzen lassen, damit nicht hernach, wenn man diese verjagte, wiederum andere kommen möchten, welche noch hungerig wären. Es ist das Schicksal aller ersten Minister von je her gewesen, daß man sie vor die einige Ursache alles desjenigen ansiehet, was sich während ihrer Staatsverwaltung zuträgt. So schreiben auch die Würtembergische Mißvergnügte, alles was nicht nach ihrem Sinn ist, dem Grafen von M * * zu. Allein, wenn der Herr auf der einen Seite befiehlt, und die Landstände auf der andern Seite sich weigern seinen Befehlen zu gehorchen, was soll da der erste Minister machen? Ich werde mich nicht anmassen, über seine geführte Staatsverwaltung zu urtheilen. Nur diejenige, welche selbst im Cabinette sitzen, können die geheime Triebfedern einsehen, wodurch die ganze Maschine in Bewegung gesetzt wird. Manchmahl kan ein Entwurf auf das beste überleget seyn, er kan auf einen guten Endzweck abzielen, und doch einen übeln Ausgang gewinnen. Nach dem Ausschlag einer Sache aber, kan man nicht allezeit urtheilen.

Den Caracter des Grafen kan ich ihnen nicht besser und kürzer beschreiben, als wenn ich ihn einen vollkommenen Hofmann nenne: Die Stelle eines Obercämmerers möchte er vielleicht gut versehen haben; aber zu einem ersten Minister besitzt er weder Einsicht noch Feuer. Er ist geschickt genug eine Sache durch heimliche Ränke, Bestechungen und Schmeichelereyen zu Stande zu bringen; wo sich aber ein Widerstand findet, und öffentlich gehandelt werden muß, da läßt er den Muth sinken. Anschläge hat er genug im Kopfe, allein man muß sie nicht einer gar zu genauen Prüfung unterwerfen. In Potu würde er wohl vor seine Salz- Toback- Münz- und Lotterie-Projecte, keine Belohnung erhalten haben. Er ist ein Schmeichler, wie alle Hofleute. Freygebig in Worten, aber niemahls in der That. Diejenige würden sich sehr betrogen finden, welche sich auf seine Versprechungen verlassen wolten. Er hat sich erstaunliche Reichthümer gesammelt, sie liegen aber in guter Sicherheit in ausländischen Banken. Er hat eine einige Tochter, welche eine der reichsten Parthien in Deutschland ist. Vor einiger Zeit hat er ein kleines verbuhltes Französisches Mägdgen zu sich genommen, aber auch diese verursacht ihm nicht viel Unkosten. Da er das letztemahl von dem Herzog nach Wien geschickt wurde, so ließ er sie hier. Sie mußte sehr eingeschränkt leben,

ben, ausgehen durfte sie nicht, und das Essen mußte man ihr aus einem Wirthshause holen, wo er es vorhero bestellt hatte. Des Mittags bekam sie drey und des Abends zwey Schüsseln. Da er also sehr ungerne Geld ausgiebt, so ist es kein Wunder, wenn er herumschweifenden Glücks-Rittern nichts mittheilte. Hätte er dem Maubert einen kleinen Gehalt gegeben, o gewiß der ausgesprungene Capuciner würde ihn bis an die Sterne erhoben haben. Von seinen Wissenschaften weiß ich nichts zu sagen, ich glaube nicht, daß er viel gründliches darinnen besitzet. Ein paar schöne Briefe an den Voltaire, welche allenfalls auch ein Secretair hat schreiben können, beweisen nichts. Es ist lächerlich, daß ihn Maubert einen papiernen Grafen nennet; und eben so lächerlich ist es, daß sich Uriot Mühe giebt seine zwey und dreyßig Ahnen aufzusuchen und herzuzehlen. Jener zeigt, daß er nicht weiß, was es mit einem deutschen Reichsgrafen für eine Bewandniß hat, und dieser giebt der Welt nur zu erkennen, daß es unmöglich ist, des Herrn Grafen hochgräfliche Ahnen aufzufinden. So ist der bisherige erste Minister beschaffen, vielleicht kan ich Ihnen inskünftige noch einige besondere Umstände von ihm berichten.

Ich war gestern in meinen Geschäften bey dem Freyherrn von * * * * * Er poltert

und schreyt noch wie vor zwanzig Jahren, da Sie ihn selbst gekennt haben. Kommt man des Vormittags zu ihm, so ist seine Thüre von einem ganzen Heere von Gläubigern belagert. Es ist bekannt, daß er bezahlen könnte, er will aber nicht. Er findet ein Vergnügen daran sich mit seinen Gläubigern herum zu zanken, auch zuweilen, nachdem es kommt, einen oder den andern die Treppe hinunter zu werfen. Eine geraume Zeit lebte er ganz in der Stille, nunmehro aber fängt er wieder an, recht Lermen zu machen. Es ist als ob er wieder jung würde. Alle Tage sind Bälle und Gastereyen in seinem Hause. Von Morgen bis auf den Abend höret man Music. Er hat sich neue Equipage angeschaft, und um zu zeigen, wie viel er noch Kräfte besitze, reitet er alle Tage spazieren. Aber wissen Sie, warum er dieses thut? Der Herr von * * * * * will sich wieder vermählen. Man sagt, der Herzog habe ihm, als er um die Erlaubniß dazu gebeten, zur Antwort ertheilet, wenn es eine Person wäre, welche sich für einen ersten Minister schicke, so seye er damit zu frieden. Vielleicht mag also die Hofnung erster Minister zu werden, auch etwas zu der neuen Lebhaftigkeit des Herrn von * * * * * beytragen. Die Braut, welche er sich ausgesehen hat, soll erst drey und zwanzig Jahre alt seyn. Der Unterschied des Alters ist ein wenig zu groß.

Und

Und wenn er auch die beste Frau bekommt, so wird er sich doch nicht lange mehr mit ihr vergnügen können. Wie viele Beyspiele hat man nicht, daß alte Männer durch junge Weiber schnell in das Grab befördert worden sind? Im übrigen ißt und trinkt man gut in seinem Hause, und lebet nach seinem eigenen Beyspiel ganz ungezwungen. Er ist ein alter Mann, welcher sich über nichts Sorgen macht.

Der Geheime-Rath Freyherr von G**** ist noch immer der artige, liebenswürdige und gefällige Mann, wie Sie ihn vor diesem gekannt haben. Seine Gelehrsamkeit ist Ihnen gleichfalls bekannt. Bey ihm trift es wohl recht ein:

Didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Auf sein Versprechen hat man sich sicher zu verlassen, er verspricht aber nicht in den Tag hinein. Schmeicheln ist seinem ganzen Caracter zu wider, deßwegen vermeidet er auch so viel möglich, viel bey Hofe zu seyn. Ungeachtet der gegenwärtigen Verwirrung hat er sich so klüglich aufzuführen gewußt, daß er sich beständig bey beeden Theilen im Ansehen erhalten hat. In seinem Umgange ist nichts gezwungenes, kein hochadelicher Stolz, ohngeachtet er würklich aus einem der besten adelichen Häuser herstammet. In seinem Hause

lebt

lebt er als ein Philosophe. Ohne Frau, ohne Kinder, vergnügt er sich in seinen ledigen Stunden an guten Büchern, oder durch den Umgang mit seinen Freunden. Diese sind ihm allzeit willkommen; sie mögen sich in einem Stande befinden wie sie wollen. Genug, daß er sie sich einmahl zu Freunden gewählet hat. Ein Zeuge davon ist der ehemalige Regierungsrath und Oberamtmann zu Tübingen, Huber; welcher das Unglück gehabt, bey letzten Irrungen in Ungnade zu fallen, und seiner Bedienungen beraubt zu werden. Er war einmahl ein Freund des Freyherrn von G * * * * * und er verdiente es zu seyn. Daher stehet ihm noch jetzo das Haus dieses Herrn, seine Tafel, sein Geldbeutel offen. Sein Unglück hat ihn nur desto glücklicher gemacht, da er sich eines solchen Freundes rühmen kan. Der Herr von G**** bezeugt seine Freundschaft gegen ihn öffentlich. Er bekümmert sich nicht um das Qu'-en dirat-on. Solche Leute solte man mit Golde zu Ministern aufwägen. Aber ihre Anzahl ist klein.

Von dem gewesenen Obristen und Geheimen-Kriegsrath R * * kan ich Ihnen nichts berichten, als daß seine Gefangenschaft in etwas erleichtert worden ist, und er die Erlaubniß erhalten hat, an seine Familien schreiben zu dörfen, doch so, daß seine Briefe vorher durchgesehen werden, ehe man sie wegschickt.

Die-

Dieser Ball des Glücks, ist ein lebendiges Beyspiel der Unbeständigkeit menschlicher Dinge. Bey ihm hieß es wohl recht:

Tolluntur in altum,
Ut lapsu graviore ruant.

Er ist von dem Verfasser des Würtembergischen Solons, im höchsten Grade gelästert worden; und da er sich durch seine thörichte Aufführung bey nahe jedermann zum Feinde gemacht, so hat dieser Lästerung niemand widersprochen. Es ist ihm aber doch zu viel geschehen. Ich kenne R * * so gut als jemand, und noch von seinen jungen Jahren her. Er hat ein gutes Herz, viele Einsicht, schnelle Begriffe, und eine manchmahl unvorsichtige Offenherzigkeit gehabt. Schmeicheln und sich verstellen konnte er nicht. Mit diesen Eigenschaften kam er an den Hof. Welche Eigenschaften vor einen Hofmann! da er sehr brauchbar zu Ausführung der Befehle seines Herrn war, so würdigte ihn dieser seiner vollkommenen Gnade, und erhöhte ihn von einer Stufe zur andern so schnell, daß R * * eben deßwegen in sein Glücke ein Mißtrauen hätte setzen sollen. Er that es aber nicht. Der Glanz der Ehre verblendete ihn. Sein Stolz und Hochmuth wurde unausstehlich, und seine natürliche Offenherzigkeit damit verbunden, machte, daß er ohne Ansehen der Person, einem jeden auf das härteste

härteste begegnete, wenn er seiner hitzigen Gemüthsart nach in Zorn gerieth. Sehr oft suchte er seinen begangenen Fehler hernach, durch eine gelinde Begegnung, ja so gar durch Geschenke zu verbessern, wenn er Gelegenheit gehabt hatte, sich wieder zu erholen. Allein er machte sich durch seine Aufführung sehr viele Feinde, die ihren Haß gegen ihn zu verbergen wußten, aber heimlicher Weise desto mehr auf seinen Untergang bedacht waren. Denen Officiers begegnete er öfters auf das unanständigste, und glaubte, vermöge der Subordination berechtiget zu seyn, ihnen alles zu sagen, was er wolte. Nach einer Stunde zuweilen schon, bereuete er seinen Fehler, und suchte solchen durch alle erdenkliche Höflichkeiten wieder zu verbessern. Allein es waren sehr viele nicht gleichgültig dabey, ob gleich einige, welche seine Gemüthsart kennten, nur über seine Ausschweifungen lachten. Endlich als er fiel, fand sich kein Mensch der ihn beklagte, oder Mitleiden mit ihm hatte. Ja, wenn es den Landständen nicht um ihre Freyheiten, vermöge des Tübinger Vertrags, zu thun wäre, so würde wohl schwerlich jemand mehr seiner gedacht haben. Es war R * * Unglück, daß er diejenige Ehrenstellen erhielt, welche er bekleidete, denn er war weder ein Soldate noch ein Hofmann. Die eigentliche Ursache seines Falles ist bis jetzo ein Geheimniß geblieben,

wie

wie wohl man sie überhaupt einem gewissen Briefwechsel zuschreibt, welchen der erste Minister, der ihn, als einen Nebenbuhler um die Gnade des Herzogs, mit keinem günstigen Auge ansah, entdecket haben solle.

Die drey hier anwesende Königlich-Groß-Brittannische, Dänische und Preußische Minister, genießen wenig Vergnügen. Ihr Auftrag ist dem Hofe nicht gefällig, sie kommen also wenig dahin, als wenn sie darzu genöthigt sind, und die Parthie des Hofes scheuet sich viel mit ihnen umzugehen. Der Königlich-Preußische Minister, Graf von Schulenburg, ist durch seine wohl ausgeschlagene Verrichtungen bereits bekannt genug. Er ist der liebenswürdigste Mann den man sich gedenken kan. Eine Majestätische Gestalt, eine gründliche Wissenschaft, eine lange Erfahrung, ein gewisser Anstand in allem was er thut, alles vereiniget sich bey ihm, um ihm die vollkommenste Hochachtung zu erwerben. Der Herr von Eib, als Königlich-Dänischer Minister, besitzt eben diese vortrefliche Eigenschaften, nur daß er ein wenig klein von Person ist, und die zunehmende Jahre seine Lebhaftigkeit in etwas schwächen. Seine Augen aber und seine ganze Bildung zeigen seine Klugheit und gründliche Einsicht, und dabey ist er ein genauer Beobachter der Pflichten der Religion; welch ein Lob vor einen

Staats-Mann! Der Herr von Mosheim, Großbrittannischer Minister, besitzet alle Eigenschaften, welche einen grossen Staatsmann bilden, und dabey eine so ansehnliche Gestalt, und mit Gründlichkeit vermischte Lebhaftigkeit, daß ihn jedermann hochachten und lieben muß, wer die Ehre genießet, mit ihm in Gesellschaft zu seyn.

Dem Obrist R * * ist auf gewisse Maße der Kirchenraths-Director W * * * * nachgefolgt. Dieser hat ausser seiner ordentlichen Bedienung auch die Verkaufung der Aemter zu besorgen, und die davon eingehende Gelder unter seinen Händen. Er ist so verhaßt im ganzen Lande, als R * * jemahls gewesen ist, und stehet in einem gefährlichen Posten. Er ist ein Beyspiel von dem Spiele des Glückes mit den Menschenkindern. Aus einem geringen Geschlechte entsprossen, erlernte er die Schreiberey zur Helfte, nachgehends wurde er Soldat. Er stieg hier bis zu der Stelle eines Lieutenants und Adjutants, dankte aber da er Gelegenheit fand eine vortheilhafte Heurath zu thun, ab, und wurde Pfleger zu Gulsten; von hier stieg er eine Stufe höher, und kam nach Kirchheim unter Teck als Closters-Hofmeister. Hier fand er Gelegenheit sich durch allerhand Vorschläge dem Hofe bekannt zu machen. Als der Herzog von seiner letzten Reise aus Italien zurück

kam,

kam, gieng ihm W * * * * bis an die Grenze entgegen, bewillkommte ihn daselbst, und bat sich zugleich eine erledigte Expeditionsraths=Stelle im Kirchenrath aus. Von dieser wurde er Vice=Director und endlich Director dieses Collegii. Jetzo denkt er nicht mehr an seinen Ursprung. Sein Stolz ist unaussprechlich; seine Lebensart Fürstlich. An Geld kan es ihm nicht mangeln, denn niemand bekommt eine bürgerliche Bedienung im Lande, ohne ihn vorher zu bezahlen. Dem ohngeachtet steht er gefährlich. Er verläßt sich auf die Gnade seines Herrn, er solte sich aber erinnern, wie viele derselben so wohl als er genossen haben, und auf einmahl ganz unvermuthet gefallen sind.

Weil ich von Erkaufung der Bedienungen geredet habe, so muß ich ihnen kürzlich noch ein paar Begebenheiten erzehlen, welche dahin einschlagen. Ein gewisser Mann, Nahmens K * * * * war Oberamtmann, er begieng aber in seiner Amtsverwaltung so viele Fehler, daß man genöthiget wurde, ihn seiner Bedienung, wie es ausdrücklich hieße, wegen seiner Untüchtigkeit zu entsetzen. Ein paar Jahre lebte er so in der Stille hin, damit aber war er nicht zu frieden, daß er gemächlich leben konnte, er wolte auch einen ansehnlichen Rang haben. Die Stelle eines Directors im Kirchenrath wurde erledigt, er

faßte also den Entschluß viertausend Gulden anzubieten, wenn er diese Stelle erhalten könnte. Sein Vorschlag wurde angenommen, das Geld bezahlt, und er sahe sich bereits als den angesehenen Mann an, der er vor sein Geld zu werden verlangt hatte. Allein als der Herzog seinen Entschluß eröfnete, so weigerte sich der Kirchenrath einen Mann zum Director anzunehmen, welcher wegen seiner Untüchtigkeit einen Ober-Amtmanns-Dienst verlohren hätte. Der Herzog sahe die Billigkeit dieser Vorstellung ein, der Herr K * * * * wurde versichert, daß er auf eine andere Art versorgt werden solte, und sein Geld blieb im Stich. Man hat mich versichern wollen, er habe, da er sein Geld nicht wieder erhalten können, sich an den Reichs-Hofrath gewendet, und endlich auf seine angebrachte Klage, dasselbe wieder bekommen. Wie thöricht sind nicht manche Menschen, daß, da sie wie dieser K * * * * in Ruhe leben könnten, sie mit Vorbedacht die Unruhe suchen, und sich solcher Dinge unterfangen wollen, welchen sie gar nicht gewachsen sind, wie ihnen ihr eigenes Herz saget. Zur billigen und verdienten Strafe, solte dieser Mann seine viertausend Gulden niemahls wieder bekommen haben.

Noch ein Beyspiel von der Thorheit der Menschen. Weil alle Bedienungen erkauft wer-

werden müssen, so ließ es sich der Sohn eines Schneiders, welcher zu eben diesem Handwerke bestimmt war, aber überflüßig Geld besitzet, einkommen, er wolle die Nadel wegwerfen und sich den Rang eines Hofraths erkaufen. Da aber von den übrigen Hofräthen ebenfalls viele Gegenvorstellungen einliefen, so lautete die Herzogliche Resolution folgendermaßen: Der Schneider solle bey seiner Nadel bleiben, und wenn er nicht arbeiten wolte, so könne er sich vor sein überflüßiges Geld Leute anschaffen, welche die Arbeit vor ihn verrichteten. Und nun wird der vermeintliche Hofrath von der ganzen Welt ausgelacht.

Ich glaube Sie werden vor das erstemahl mit diesen zwey Briefen zu frieden seyn. Morgen gehe ich nach Ludwigsburg. Ich bin ꝛc.

Stuttgard,
den 2ten May
1766.

Dritter Brief.

Inutili cunctatione, agendi tempora deliberando consumunt & dies rerum, verbis terunt.

Tacit. Annal. L. 2.

Mein Herr!

Nehmen Sie mir mein langes Stillschweigen nicht übel. Eine unvermuthete Krankheit hat mich drey Wochen zu Bette gehalten, und mir nicht zugelassen zu schreiben. Jetzo, da ich mich wieder besser befinde, werde ich nicht unterlassen, ordentlich in meinen Briefen fortzufahren. Sie verlangen in ihrem letztern einige Nachrichten von dem wieder zusammen berufenen Landtag und von denen Würtembergischen Landständen überhaupt. Hier können Sie lesen, was mir davon bekannt ist.

Es sind schon einige Wochen, daß die Abgeordnete des Herzogs wieder von Wien zu-

rück gekommen sind. Hierauf wurden die sämmtliche Landstände sogleich auf das neue zusammen berufen. Und seit ihrer würklich noch daurenden Versammlung, hat der Durchlauchtigste Herzog, Stuttgard wieder mit seiner Gegenwart begnadiget, als er jüngsthin nach seinem Lustschloß zu Graveneck gieng. Hieraus ziehet man allerhand gute Vorbedeutungen. Ob die Propheten falsch oder wahr weißagen, wird sich zeigen. Ich vor meinen Theil, wünsche von Grund meines Herzens, daß die bisherige Uneinigkeiten, endlich einen zum Vergnügen beeder Theile dienenden Ausgang erhalten mögen.

Das Volk überhaupt hoffet einen baldigen Ausgang der Sache; wenn es aber nach den Gesinnungen des Pöbels gienge, dörfte das Ende nicht zum Wohlgefallen seines Oberhaupts gereichen. In der That ärgere ich mich oft recht sehr über die anstößige Reden, welche die Bürger wider ihren angestammten Landesherrn führen. Ich mache manchmahl bey Gelegenheit einige Vorstellungen deßwegen, aber weiter darf ich nicht gehen, meine gute Gesinnung vor den Herzog dörfte mir sonst übel belohnet werden.

Vernünftige Leute denken, daß das Ende des ganzen Handels noch so weit entfernet sey, daß vielleicht unsere Enkel solches nicht erleben werden. Die Schwierigkeiten häufen

sich täglich. Und wie kan es anders seyn? Man will einen der mächtigsten Reichsfürsten dergestallt einschränken, man will ihm so viele Gesetze vorschreiben, zu denen er sich verpflichten solle, daß er auf diese Art gleichsam unter einer beständigen Vormundschaft leben müßte. Wo ist der Fürst der dieses eingehet?

Es gehet also sehr langsam. Die Abgeordnete der Landstände verzehren ihre Taggelder mit Gemächlichkeit, und verfahren sehr bedächtlich, damit sie solcher desto länger genießen können. Es ist von allen Zeiten her bekannt, daß, je grösser die Versammlungen sind, je langsamer die Geschäfte ausgemacht werden. Je mehr Leute an Ausfertigung öffentlicher Geschäfte Theil haben, je mehr ereignen sich Zwistigkeiten unter ihnen. Viel Köpfe, viel Sinne.

Sagen Sie mir einmahl, worzu dienen die in einigen deutschen Provinzen noch übrige Landstände? zu nichts, als alle Angelegenheiten auf die lange Bank zu schieben; zu nichts, als den gemeinen Mann mit dem Schein eines patriotischen Eifers zu verblenden. Lassen Sie mich einmahl aus der Fülle meines Herzens reden, Sie wissen, daß ich nicht gewohnt bin zu heucheln.

Wenn

Wenn der Patriotismus so sehr in den Herzen der hiesigen Landstände herrschte, warum widersetzen sie sich dem einreissenden Strome nicht gleich Anfangs? Warum rührten sie sich nicht eher, als bis so gar auswärtige Machten sie darzu ermahnten? und auch da nicht eher, als bis durch die einzuführende Vermögen-Steuer dem Prälaten-Stande an das Herz gegriffen wurde? Ist dieses ein patriotisches Herz?

Hieraus ist zweyerley zu schließen: erstlich, daß die Sachen niemahls zu solchen Weitläuftigkeiten würden gekommen seyn, wenn man die Prälaten von dem allgemeinen Beytrag ausgenommen hätte; zweytens, daß sich die übrige Landstände allezeit nach dem Vorgang des geistlichen Standes richten.

Indessen ist es gewiß, daß die neue Kopf- und Vermögensteuer die billigste Verordnung war, welche jemahls in Würtemberg gemacht worden. Es giebt sehr viele Leute, welche ungeheures Vermögen besitzen, allein, weil sie keine liegende Gründe haben, nicht einen Heller an öffentlichen Abgaben bezahlen, da unterdessen der Bürger, dessen Vermögen etwa in einem Hause, oder Garten, oder Weinberge bestehet, unerschwingliche Auflagen bezahlen muß. Die Billigkeit erfordert; daß der Reiche so wohl als der Arme bezah-

len soll; und die dazu erforderliche Gleichheit wäre durch die neue Steuer eingeführet worden, da jeder nach Maßgab seines Vermögens hätte bezahlen müssen. Was wäre billiger gewesen? Ganz Würtemberg erkannte es. Als aber die Herrn Geistliche erfuhren, daß sie nicht davon befreyt seyn solten, so gieng der Lermen an, und so bald die Geistlichkeit aufgebracht ist, so ist kein anderes Mittel mehr übrig, als entweder geschwind von der Sache abzustehen, oder sich entschliesen das äusserste zu wagen.

Der Pöbel läßt sich indessen weiß machen, daß alles zu seinem Vortheil geschehen seye, und siehet nicht ein, um wie viel, seit dem diese Streitigkeiten währen, alle Auflagen gestiegen sind, wie viele dem Lande unnöthige Kosten verursacht worden sind, und noch verursacht werden, und wie wenig ernstlich man gesinnet ist, dem Unwesen ein Ende zu machen. Eine wahre patriotische Gesinnung würde die Landstände angetrieben haben, lieber in Kleinigkeiten nachzugeben, als durch eine öffentliche Widersetzlichkeit das ganze Land in das Verderben zu bringen. Ich mag die Sache ansehen, wie ich will, so ist doch der Herzog der rechtmäßige Landesherr, der Obrigkeit soll man unterthan seyn, und wofern die Sachen nicht wieder das Gewissen

laufen,

laufen, lieber nachgeben und in Gedult ertragen, als weitläuftige und verderbliche Strittigkeiten anfangen.

Die Landstände bestehen übrigens aus Prälaten und Städten. Die Deputirte der letztern sind meistens Leute, welche wenig Einsicht in die Verfassung des Landes haben, und denen man weiß machen kan, was man will. Sie haben aber zwey geschickte und gelehrte Consulenten, welche an ihrer Stelle reden und schreiben, und der Hof hat durch die Entfernung des ehemahligen Consulenten Mosers nichts gewonnen. Die Prälaten sind erfahrner, auf alles aufmerksam, und hartnäckig ihre Vorzüge zu behaupten. Wo ist aber das Land, in welchem die Prälaten nicht immer einerley Grundsätze hätten. Geräth man mit ihnen in Streit, so geht es zwar nicht allzeit so, wie es mit Petern dem Dritten gegangen, aber doch wird man niemahls nichts mit ihnen gewinnen.

Da der in dem Würtembergischen Solon so sehr gelästerte Ober-Hofprediger F * * ein Mitglied des Prälaten-Standes ist, so muß ich Ihnen doch bey dieser Gelegenheit ein paar Worte von ihm sagen. Wenn ihn der Solon, als den allerlasterhaftesten Mann hätte abbilden können, so würde er es nicht unterlassen haben. So arg ist es aber doch nicht. Daß der Herr Ober-Hofprediger alle theo-

theologische Tugenden besitze, kan ich nicht behaupten. Er ist ein Hofmann. Sie wissen, daß die Verstellung die erste und vornehmste Eigenschaft eines Hofmanns ist, diesem fehlt es nicht daran. Er ist dergestalt Meister über seine Handlungen, über seine Minen, über seine ganze Aufführung, daß es unmöglich ist, seine wahre Gesinnungen daraus zu erkennen. Eine kleine Mischung von Hochmuth und Geitz mag ebenfalls bey ihm anzutreffen seyn. Vermöge des erstern hat er gesucht, seine Anverwandten allenthalben empor zu bringen; vermöge des letztern sieht er es freylich gern, wenn jemand, der um ein geistliches Amt anhält, solches nicht durch einen leeren Brief thut; Sie wissen aus dem Rabner, daß leere Briefe, wenn auch die Sache noch so gerecht wäre, niemahls eine gute Würkung haben. Die Läster-Chronick beschuldiget den Herrn Ober-Hofprediger auch noch eines ziemlichen Hanges zur Wollust, und man erzehlet verschiedene ärgerliche Histörchen davon. Doch da ich hievon nichts gewisses weiß, so will ich ihn auch nicht zur Ungebühr beschuldigen.

Der Herzog hat einen sehr gefährlichen Feind unter dem Prälaten-Stande. Dieser Mann ist lange Feldprediger in auswärtigen Diensten gewesen. Nachgehends stieg er von Stufe zu Stufe, bis er seine jetzige Höhe er-

reichet.

reichet. Er ist stolz, auflaufend und in allem was er unternimmt, äusserst hitzig. Er besitzet viele Einsicht und scheuet sich vor keiner Gefahr. Dieser ist eigentlich der Anführer der ganzen Versammlung. Die meiste Prälaten sind schon sehr alte Leute, den andern mangelt es am nöthigen Feuer, also regieret dieser das ganze Geschäfte, und setzet sich dem Hofe öffentlich entgegen. Ich weiß nicht wodurch man ihn mag vor den Kopf gestoßen haben, aber das weiß ich gewiß, daß man niemahls auf solche Weitläuftigkeiten verfallen wäre, wenn er es nicht gethan hätte. Mich befremdet sehr, daß man sich nicht von Seiten des Hofes alle Mühe giebt, diesen gefährlichen Mann zu besänftigen und von dieser Parthie abzuziehen. Er allein schadet mehr als fünfzig von den übrigen Abgeordneten.

Die von den Landständen an den Kayserlichen Hof Abgeschickte, befinden sich immer noch zu Wien. Wo sie sich prächtig aufführen müssen. Denken Sie, was dieses das Land kostet? rechnen Sie hernach den Aufwand vor die hier befindliche Gesandte, vor die zum Landtag Abgeordnete, vor die übrige Proceß-Kosten hiezu, und beklagen Sie mit mir ein Land das mit seinem Oberhaupte im Streite lebt. Bürger und Bauren müssen alles bezahlen, gerathen darüber in das äusserst Verderben, und der tausendste von ihnen

weiß

weiß nicht einmahl worauf die Sache ankommt. Indessen aber gehen durch den Eigensinn und die Hartnäckigkeit einiger wenigen, Land und Leute zu Grunde.

Ich habe schon oft daran gedacht, daß man doch einigen Unterschied machen solte, wann man sich immer auf die alte Privilegien beruft. Ist dann der Zustand der Länder noch so beschaffen, wie er vor einigen hundert Jahren war? Hat sich nicht alles verändert? Solche Freyheiten mögen damahls ganz gut gewesen seyn, als sie ertheilet worden. Es ist aber die Frage, ob man sich auch bey der jetzt überall so sehr veränderten Lage der Sachen noch darnach richten könne. Man solte also einen genauen Unterschied hierinne unter demjenigen machen, was noch brauchbar ist, und unter demjenigen, was nicht mehr auf den gegenwärtigen Zustand angewendet werden kan. So beruft sich der gemeine Mann auf Anhetzen seiner Vorgesetzten, immer nur auf seine Freyheiten und siehet nicht, daß einige darunter sind, deren gänzliche Austilgung viel grössern Nutzen bringen würden.

Vor kurzer Zeit hat der Herzog auf das Anbringen der Landstände, daß das Geheime-Raths-Collegium nicht besetzt wäre, und sie folglich niemand hätten, mit denen sie nach Maaßgab der alten Verträge in Unter-

handlung treten könnten, auf einmahl sechs neue Geheime-Räthe ernennt. Weil aber solche alle von der Hofparthie sind, so schreyen die Landstände wieder dagegen. Schwehrlich aber werden sie etwas ausrichten. Es seye denn, daß sie etwas Vortheilhaftes dadurch zuwege bringen könnten, weil unter den neuen Geheimen-Räthen zwey Ausländer sind, welches der alten Gewohnheit zufolge nicht seyn solte.

Das gemeine Volk lebet nun der Hofnung durch die patriotische Gesinnungen seiner Landstände alles zu erhalten, was es wünschet. Die Hofparthie schmeichelt sich, zum wenigsten einen Theil der zum Landtag abgeordneten, vi, clam aut precario, wie die Rechtslehrer sagen, noch auf ihre Seite zu bringen; und noch andere sehen die ganze Versammlung der Landstände als ein Lustspiel an, welches auf Kosten des Volks öffentlich aufgeführet wird. Alle aber bleiben im Dunkeln wegen des endlichen Ausganges.

Ich bin müde länger von dieser verwirrten Staatsversammlung zu schreiben. Es ist würklich überhaupt ein solches Chaos im Lande, daß es ohne eine allmächtige Stimme schwehrlich wieder Licht werden wird.

Als der Herzog jüngsthin seinen Weg hierdurch nahm, so gienge ein guter Theil der

Bürger

Bürgerschaft auf dem Weg wo er herkam, entgegen; und bewillkommte ihn mit einem frohen Zuruf. Der Stadtschreiber machte eine kleine Anrede, worinnen er die Freude der Bürger erhub, daß sie ihren Herrn wieder zu sehen bekämen, und den Herzog ihrer Treue und Zuneigung versicherte. Seine Durchlaucht antworteten, Sie wären erfreut, wenn dieses die wahre Gesinnungen ihrer Unterthanen wären; wenn sie einmahl überzeugt seyn würden, daß sich dieses so verhielte, so würden Sie Ihre Landesvätterliche Gnade auch wieder gegen solche verwalten lassen.

In der That ist der Herzog ein grosser Fürst. Die ganze Welt muß ihm dieses Zeugniß geben. Er besitzt alle Eigenschaften eines grossen Regenten. Gesetzt, er habe einige Fehler, was ist es mehr? Sind grosse Fürsten nicht auch Menschen, und haben nicht alle Menschen ihre Fehler? Heinrich der Vierte, Ludwig der Vierzehnte, Peter der Erste, was für Nahmen! waren groß, und doch begiengen sie Schwachheiten. Es wäre nur zu wünschen, daß der Herzog einen Sully, oder einen Colbert zum Minister gehabt hätte; so würde alles gut gegangen seyn, aber böse Rathgeber können viel verderben, und hernach wissen sie der Sache nicht mehr zu helfen. Sie greifen den Fürsten auf der schwachen Seite an, bis sie sich bey

ihm

ihm eingeschmeichelt haben, und hernach kan er ihnen nicht allezeit widerstehen. Er sieht es zuweilen selbst wohl, daß sie ihm nur zu schmeicheln suchen, um sich in seiner Gnade zu erhalten, aber es geht ihm, wie der Marschall von Ancre bey einer solchen Gelegenheit, zu einem Menschen sagte:

Tu m'aduli, ma tu mi piaci.

Lassen Sie uns hiebey stille stehen. Fürsten sind keine Götter. Es gehörte aber eine mehr als menschliche Natur dazu, wenn man allen Netzen entgehen wolte, welche von Schmeichlern und boßhaften Leuten geleget werden. Diese bekümmern sich wenig um die Ruhe oder den Nutzen des Herrn. Ihr eigener Geitz und ihre eigene Haabsucht ist die Ursache von allem demjenigen was sie unternehmen. Befürchten sie hernach es möchte zu bösen Häusern gehen, o da ist das erworbene Gut geschwind in Sicherheit gebracht, der Besitzer davon macht sich auch aus dem Staube, und verzehret hernach den Schweiß eines äusserst entkräfteten Landes mit Vergnügen.

Wir wollen auf einen andern Gegenstand kommen. Bey der Menge der über die Würtembergische Irrungen zu Schriftstellern gewordenen Lästerern, oder sonst übel unterrichteter Leute, findet sich auch der berühmte Herr von Bandel, Ritter des H. Peters-Ordens,

Comes Palatinus, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Rom, und ehemaliger Hofmeister der beyden Durchlauchtigsten Prinzen Ludwig und Friedrich, Herzogen zu Würtemberg und Teck. Seine Schrift hat den merkwürdigen Titel, auf eine Lüge eine Maultasche! oder: der, bey Bestürmung der Herzoglich-Würtembergischen Ehre zurück geschlagene Feind. Ist dieses nicht ein prächtiger, sinnreicher, wohl ausgesonnener Titel? ex ungue Leonem. Der Herr Joseph Anton von Bandel, hat zum wenigsten eine so gute Einbildung von seiner Schrift, daß er an verschiedene Gelehrte geschrieben, und ihnen sein unvergleichliches Werk überschickt, wobey seine eigene Briefe bezeugen, daß er sich etwas vollkommenes verfertiget zu haben schmeichelt, und bey sich selber denken mag:

Monumentum exegi ære perennius.

Wie sehr würde der Herzog zu beklagen seyn, wenn seine Vertheidigung wider die Anfälle eines lästerenden, tumm-kühnen Mauberts, einem solchen Manne, wie der Ritter des H. Petri ist, überlassen werden müßte. Seine Herzogliche Durchleucht haben dergleichen Vertheidiger nicht nöthig. Ein Lob in dem Munde eines solchen Mannes ist ein würklicher Tadel. Ich wundere mich nur, daß der stumme Advocat endlich einmahl angefangen hat zu reden. Man sieht aber wohl, daß

ihm

ihm die Sprache noch nicht sehr geläufig seyn muß. Bey ihnen wird man die Helfte von seinen Redensarten nicht verstehen. Solche mögen vielleicht noch aus der alten Vindelicischen Sprache herkommen. Wie ich gehört habe, sind die Antworten der Gelehrten an welche er geschrieben, nicht sehr günstig vor ihn ausgefallen. Wollen Sie einen kurzen Abriß von seinem vortreflichen Werke haben, so muß ich Ihnen sagen, daß es ein unverständlicher Mischmasch ist. Der größte Theil ist ein leeres Gewäsche aus der Mythologie und den Claßischen Schriftstellern, und dasjenige, was noch gut ist, ist aus der Wahrheit, wie sie ist, abgeschrieben.

Wozu dienet alle dieser Unrath? Wahrhaftig zu gar nichts. Jeder vernünftiger Mann siehet ja wohl von selbst ein, daß dem Ruhme des Durchleuchtigsten Herzogs durch eine Lästerschrift nichts benommen werden kan. Er ist viel zu vest gegründet, als daß er dadurch einigen Anstoß leiden könnte. Ein jeder grosser Herr ist dergleichen Lästerungen, so gut als ein gemeiner Mann ausgesetzt. Es ist nur der Unterschied, daß solche giftige Zungen einem Regenten nichts schaden, einen im Privatstand lebenden Mann aber öfters um Glück und Ehre bringen. Sie verdienen in allewege die schärfste Bestrafung. Aber

wenn sich schlechte Schriftsteller unterfangen, einen solchen Herrn, von dessen ruhmvollen Eigenschaften die ganze Welt überzeugt ist, zu vertheidigen, ohne daß jemand verlangt, so wird eben dadurch die Nachwelt, welche von den gegenwärtigen Umständen nicht unterrichtet seyn kan, bewogen, zu vermuthen, es müsse etwas Wahres an den Lästerungen gewesen seyn, weil man auch die schlechteste Vertheidiger um Hülfe angerufen. Wahrhaftig, ein solcher Mensch, verdienet eben so eine Strafe, wie der Lästerer selbst.

Ich schreibe Ihnen, wie ich denke. Der Herzog hat keiner Vertheidigung nöthig. Aber der Ritter des H. Petri hat vielleicht Geld nöthig. Er denkt durch seinen bezeugten Eifer, und noch mehr durch die seinen Blättern vorgesetzte Zuschrift etwas zu erhaschen. Ich zweifle sehr daran. Der Herzog ist viel zu einsichtsvoll, als dergleichen, zur menschlichen Gesellschaft so unnützen Leuten, noch Mittel zu ihrem Müßiggehen zu verschaffen.

Ich werde müde mein Herr. Sie werden es mir also nicht übel auslegen, wenn ich abbreche. Ueberdieses fängt mein Wirth wieder zu lermen an, und ich bin neugierig die Ursache davon zu erfahren, und werde deswegen hinunter gehen, vermuthlich ist die

Eifersucht wieder schuld daran, und doch kan ich Ihnen heilig versichern, daß ich Zeit meines Hierseyns, ohnerachtet der genauesten Aufmerksamkeit nicht habe bemerken können, daß ihm seine Frau die geringste Ursache darzu gegeben hätte.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung 2c.

Stuttgard,
den 25ten Junii
1766.

Vierter Brief.

O *Miles! non homo, qui pasceris, quemadmodum Victima, ut cum tempus erit, immoleris.*

Philemon.

Mein Herr!

Gestern bin ich von Ludwigsburg zurückgekommen, wohin ich eine kleine Lustreise gemacht hatte. Ihr Brief hat mir viel Vergnügen verursacht. Insonderheit gefällt mir der Gedanke, daß Sie, dem in meinem ersten Brief erwehnten verschwenderischen Cammerrath anrathen, sich eine Pfründe im Hospital zu erkaufen, damit er auf allen Fall in Sicherheit seyn möge; und dem Kaufmann, er solle sein prächtiges Haus, zu einer freyen Wohnung vor abgedankte Offi-

Officiers machen. Diß letztere wäre in der That sehr nöthig. Die Miethen sind sehr theuer, und die wenigste von diesen Herren können eine anständige Wohnung bezahlen, wie sie sich denn überhaupt sehr elend behelfen müssen, viele nähren sich blos vom Betteln. Betrübter Zustand!

Stellen Sie sich, mein Herr, einen Haufen Leute vor, welche von geringen Eltern herstammen, zum Ackerbau, oder wenn es hoch kommt, zu einem Handwerk bestimmt und erzogen worden sind, welche man aber, ehe sie es noch ganz erlernt, davon weggenommen, und zu Soldaten gemacht hat. Bey der nach und nach geschehenen Truppen-Vermehrung und den Feldzügen des Herzogs wurden sie befördert; sie wurden Officiers. Bey der erfolgten Abdankung aber erhielten sie ihren Abschied. Eines Theils, weil der Herzog den Adel in Militairdiensten überall vorziehet, andern Theils, weil die meiste kein gar zu gutes äusserliches Ansehen haben. Was sollen die arme Leute nunmehr anfangen? keinen Gehalt bekommen sie nicht; gelernt haben sie nichts; ihr weniges Vermögen ist dahin; in ganz Europa ist Friede; in der That sie sind sehr zu beklagen. Ich kenne einige, welche etliche und zwanzig bis dreyßig Jahre in Diensten gestanden sind, und nun ihren Ab-

Abschied erhalten haben, da hingegen junge Leute von fünfzehn bis zwanzig Jahren beybehalten worden sind. Hätten diese nicht leichter ihr Glück in der Welt suchen können, als ein Mann von etlichen und fünfzig Jahren. Bey diesen Officiers trift das Sprichwort ein: Junge Soldaten, alte Bettler. Aber was soll man sagen? Der Soldatenstand ist völlig verderbt; die Zeiten sind nicht mehr, da sich einer in diesem Stande Reichthum erwerben könnte. Mühe und Arbeit mehr als nöthig ist; überflüßiger Pracht und schlechter Sold; und endlich Undank zur Belohnung, wenn man Gut und Blut aufgeopfert hat, ist die kurze Beschreibung desselben. Es sind mir einige von hiesigen abgedankten Officiers bekannt, welche als gemeine Soldaten in andere Dienste gegangen sind. Man sagt, der Herzog seye sehr ungehalten darüber gewesen. Es ist auch in der That ein wenig empfindlich. Allein, was sollen denn diese Leute anfangen? Viele sind ihres Alters oder ihrer Wunden wegen nicht einmahl mehr im Stande, gemeine Soldaten abzugeben.

Weil ich einmahl auf diesen Gegenstand gerathen bin, so will ich dabey bleiben, und Ihnen eine kurze Nachricht von den Herzoglichen Truppen geben. Ich zweifle, ob man ein schöneres Corps sehen kan, als das Würtem-

tembergische war. Es bestund aus lauter ausgesuchten schönen Leuten, und geputzt mußten solche immer seyn, wie die Puppen. Ihre Waffenübungen machten sie mit der äussersten Fertigkeit. Wer eines von den letzten Lustcampements gesehen hat, wird gewiß die darinn herrschende Ordnung und Pracht haben bewundern müssen. Maubert mag davon schreiben was er will. Alle ausländische Officiers haben das einmüthige Geständniß gethan, daß sie keine schönere Leute gesehen hätten. So auserlesen aber übrigens die Leute selbst waren, und so wohl die Ordnung unter denselben eingerichtet war; so hat mir doch der Dienst überhaupt niemahls recht gefallen wollen. Ich will einige von meinen Gründen hersetzen.

Erstlich war der Putz und die verlangte Nettigkeit im Anzuge gar zu übertrieben. Das erste wornach gesehen wurde, wenn ein Regiment oder eine Compagnie ausruckte, waren die Haare. Waren solche nicht gut in Locken gelegt, so erhielt der Officier einen Verweiß und lief wohl gar Gefahr in Arrest zu kommen. Es wäre zuletzt bey nahe nöthig gewesen, die Officiers wären etliche Monathe bey einem Peruquier in die Lehre gegangen. Bey allen Gelegenheiten wurde der Befehl wiederholet, wohl darauf zu sehen, daß die Haare

gut frisiret würden. Da setzte sich nun mancher junger Officier in den Kopf, seine hauptsächlichste Verrichtung bestünde darinne, daß er nachsehe, ob die Leute gut frisiret seyen. Und in der That gab es einige von diesen Herren, von denen man fast keine andere Gespräche hörte. Wenn sie sich begegneten, so war das erste, daß sie ihre Haare betrachteten, und die Frisur derselben beurtheilten. Man glaubte, der hauptsächlichste Dienst eines Soldaten bestünde in der Art sich zu kleiden. Hieraus entstand ein grosses Uebel; mancher alter Soldate, der im Fall der Noth tüchtig gewesen wäre, einen eigenen Trupp anzuführen, mußte ein liederlicher Kerl heissen, weil er kein Geld hatte, sich bessere Montirung anzuschaffen, oder überhaupt, weil es ihm an Geschicklichkeit fehlte, sich so nett anzuziehen, als ein junger Pursche, welcher öfters kaum zwey Monathe diente. Bey den Officiers gieng es eben so, derjenige, welcher beständig wohl frisirt war, und dem alle Kleidungsstücke aufs genaueste an den Leib paßten, wurde demjenigen vorgezogen, der schon lange Erfahrung besaß, den Kriegsdienst verstand, aber sich nicht so gut zu kleiden wußte. Ich will nichts davon gedenken, daß diese Vorurtheile den Officier zu sehr unnöthigen Ausgaben veranlaßten, und der gemeine Mann sein weniges Vermögen,

wenn

wenn er noch welches hatte, nebst dem halben Sold, an den Putz verwenden mußten. Ich will nur noch sagen, daß es mir jederzeit sehr theatralisch fürgekommen ist, einen Grenadier mit einem ansehnlichen Schnurbart, und einem wilden Soldaten Gesichte zu sehen, der zu gleicher Zeit frisirt und gepudert war, wie ein Seladon, welcher zu den Füssen seiner Schönen verliebte Seufzer ausstösset.

Zweytens waren die Waffenübungen viel zu gezwungen. Man sah nur auf dasienige, was in die Augen fiel. Die vornehmste Beschäftigung der Officiers war nachzusehen, daß kein Gewehr höher oder niedriger als das andere gehalten wurde, daß kein Finger höher oder niedriger daran lag. Ein gleicher, schneller und starker Tritt, und eine Fertigkeit das Gewehr recht schnell in die Höhe zu bringen, oder wieder herunter zu reissen, machten das übrige aus. Allein vor dem Feind wird man gewiß nach solchen Dingen nicht sehen. Eine hurtige Ladung, ein schnelles und gleiches Feuer, und haupsächlich eine Fertigkeit, in allerhand Schwenkungen, und in allen möglichen Stellungen, die Ordnung zu erhalten; das sind die brauchbare Stücke der Waffenübungen. Man hielt sich gar zu viel mit den so genannten Handgriffen auf, an die Evolutionen wurde wenig Zeit verwendet. Daher

her ist es kein Wunder, wenn hernach ein Bataillon in Unordnung kommt, so bald es gezwungen ist, seine Stellung schnell zu verändern. Man sah auf nichts als was wohl ins Auge fiel. Indessen ist doch gewiß, daß der Herzog die größte Einsicht in die Kriegs-Kunst hat, und daher muß die Ursache bey den Befehlshabern zu suchen seyn, welche einander nur in der Parade zu übertreffen suchten.

Das dritte das mir mißfiel, war, daß Officiers und Soldaten in der Opera auf das Theater commandirt wurden, um das Gefolge der spielenden Personen vorzustellen. Dieses kam mir recht ärgerlich vor. Einen Soldaten, dessen ganze Lebensart von sich selbst mitbringet, beständig eine anständige Ernsthaftigkeit blicken zn lassen, auf dem Theater unter unter einem Schwarm von Luftspringern zu sehen, ist etwas höchst widersprechendes. Ich gab einmahl meine Gedanken hierüber einem gewissen vornehmen Officier zu erkennen. Er suchte sich damit zu helffen, daß er sagte, der Soldate müsse hingehen, wohin ihn sein Herr haben wolle, und so bald er auf Befehl seines Herrn gienge, so seye er auch im Dienst. Zum Beyspiel fuhr er fort, wenn mich der Herzog in die Küche oder in den Keller commandirte, so würde

ich

ich ohne alles Bedenken gehen, und ich wäre auch daselbst ohne alle Wiederrede in Dienst. In allewege, antwortete ich, sie wären im Dienst ihres Herrn, aber in keinem Dienst der sich vor einen Soldaten schicket. Ein Soldat muß zu keinen andern Diensten gebraucht werden, als zu solchen, die mit seinem Beruf eine Verwandschaft haben. So lang er andere Dienste verrichtet, ist er kein Soldat. Er sahe mich sauer an, schwieg aber stille.

Viertens war der Stolz der meisten von den hohen Officiers unerträglich. Unter dem Vorwand der Subordination, tractirten sie die unter ihnen stehende Officiers recht sclavisch, und begegneten ihnen öfters nicht viel besser, als Knaben, welche noch unter der Zuchtruthe stehen. Ich verwunderte mich oft, daß sich die Officiers auf diese Art begegnen ließen. Niemahls habe ich gehört, daß einer von diesen Herren, einen seiner Officiers gewürdiget hätte, sich mit ihm in eine Unterredung einzulassen, nach seinen Umständen zu erkundigen, oder durch Leutseligkeit sein Zutrauen zu erwerben; Indessen waren doch wiederholte Befehle des Herzogs vorhanden, daß sie auf diese Art mit den Officiers umgehen, ihre Gemüther erforschen, und sich deren Liebe und Hochachtung zu erwerben suchen

chen solten. Eine solche Aufführung ist aber bey Zeit und Gelegenheit einem Herrn höchst schädlich, und bringt die schlimmste Folgen zuwege. Doch ich will nicht alles hersetzen, was ich etwa noch sagen könnte, sondern weiter gehen.

Der Herzog hat zwey vortrefliche Officiers, ohngeachtet sie nicht vom höchsten Range sind. Die sind der Obrist von Montolieu und der Obrist-Lieutenant von Nicolai; beede sind Adjutanten beym Herzog. Diese zwey Männer besitzen alle Eigenschaften, welche einen vollkommenen Officier zu bilden nöthig sind. Sie verstehen die Kriegskunst theoretisch und practisch. Sie verbinden damit alle übrigen Wissenschaften, welche einen Einfluß darein haben. Sie besitzen eine gründliche Einsicht, viel Gegenwärtigkeit des Geistes, um sich in unvermutheten Zufällen zu helfen, und durch ihren Umgange erwerben sie sich Hochachtung und Liebe bey jedermann. Sie sind gelehrt und dabey gute Soldaten. Diß kan man von wenigen sagen.

Der General von W * * * * * ist ein alter Soldat, welcher alle Stufen des Kriegswesens betreten hat. Er besitzt grosse Einsicht und Erfahrung. Er ist aber nicht glück-

lich.

lich. Viele Widerwärtigkeiten haben ihm ohne seine Schuld das Leben verbittert. Er ist gegen jedermann höflich und liebreich, und besitzet die Zuneigung der Officiers vollkommen. Ein wilder Lermen vergnüget ihn nicht, sondern er liebet die Stille und Einsamkeit. Er besitzt viele grosse Eigenschaften, sie werden aber nicht so angesehen wie sie es verdienten.

Der General von * * * * ist ein erfahrner Mann, welcher sich durch seine Verdienste zu dem hohen Posten, welchen er bekleidet, empor geschwungen hat. Er kan kein Unrecht leiden, und ist vor seine Untergebene wie ein Vater besorgt. Er ist leicht aufzubringen, aber auch bald wieder besänftiget. Sein vortreflicher Verstand und langwührige Erfahrung ersetzen dasjenige, was ihm etwa in den Wissenschaften abgehen möchte. Jedermann schätzt ihn hoch.

Bey dem Fußvolk befinden sich noch die beede Generals von * * * * und von * * * * Sie sind gute Soldaten, und ihr Reichthum dienet dazu, daß sie einen grossen Aufwand machen können. Die Generals von * * * * und von * * * * * aber haben ihre Regimenter verlohren; Sie sind zu alt und

besitzen zu wenig Lebhaftigkeit vor den Geschmack des Hofes.

Der Graf von * * * * * * * hat von Jugend auf dem Würtembergischen Hause gedienet, viele Widerwärtigkeiten ausgestanden, und nähert sich nunmehro mit starken Schritten dem Alter. Ist aber übrigens der liebenswürdigste Mann von der Welt.

Der General von * * * * * * stehet ebenfalls schon sehr lang in hiesigen Diensten, und wird sehr von dem Podagra geplagt.

Die Generals von * * * * * und von * * * * * sind zwey der würdigsten Männer; der verdiente General von W * * * * aber, welchen Sie kennen, hat seinen Abschied erhalten.

Die meiste von denen Herzoglichen General-Adjutanten sind Grafen. Ihre Zahl war vor einigen Jahren viel grösser als jetzo. Allein das ganze Herzogliche Corps ist bey weitem nicht mehr so zahlreich. Die Infanterie bestehet in dem Regiment Garde zu Fuß, noch drey andern Regimentern, und drey Grenadier-Bataillons. Die Cavallerie aus der Garde zu Pferd, den Grenadiers

nadiers zu Pferd, einem Dragoner- und Husaren-Regiment. Von den drey letztern wird schwehrlich die Helfte beritten seyn. Das Artillerie-Bataillon, die Feld-Jäger und das Leib-Corps sind sehr schwach. Ich zweifle, ob das ganze Corps würklich viertausend Köpfe ausmacht.

Die Garde zu Fuß, ist unstrittig eines der schönsten Regimenter, welche man sich gedenken kan. Aber sie wird auch gut unterhalten. Die Gemeine, welches die längste und schönste Leute sind, welche man auftreiben kan, haben meist alle eine ansehnliche Zulage zu ihrem Sold. Da die andere Regimenter die Feldzüge mitmachen, alles Ungemach ausstehen, und die beschwehrlichste Dienste verrichten mußten, so blieb die Garde zu Hauß, und lebte in Ruhe. Auch jetzo bestehet ihr ganzer Dienst darinn, daß sie sich täglich recht schön frisiren lassen, und etwa alle vierzehn Tage einmahl auf die Wache ziehen, welche sie nirgend anders als im Schloß verrichten, wo sie alle Gemächlichkeit haben, und vor Wind und Wetter sicher sind. Da es lauter riesenmäßige Leute sind, so gefällt es mir nicht, daß sich so viele kleine und junge Officiers dabey befinden. Es führet öfters ein Officier von fünfzehn bis sechzehn Jahren der

kaum fünf Fuß mißt, einen Zug von grossen bärtigten Leuten, welche als so viele Colossen gegen ihn anzusehen sind. Bey denen Grenadier-Bataillons ist es eben so. Nun weiß ich wohl, daß der Herzog an jungen gut aussehenden Officiers ein besonderes Wohlgefallen hat, das Ganze würde aber doch viel schöner in die Augen fallen, wenn alle Theile eine verhältnißmäßige Grösse gegeneinander hätten. Aber alle Officiers bey der Garde müssen von Adel seyn. Diß ist einmahl der Grundsatz, und da kan man freylich nicht allezeit so viele junge Edelleute von der angemessenen Grösse finden, als man nöthig hat. Ob ein Officier von Adel mehr thun kan als ein anderer, das ist eine andere Frage. Da aber dem Adel heut zu Tage fast nichts mehr übrig bleibt als die Waffen, um sich dadurch fortzubringen, so wäre endlich noch alles zu übersehen, wenn nur nicht so *viele* Hochwohlgebohrne Herrn, andern ehrlichen Leuten vorgezogen würden; ohne daß sie das geringste von Wissenschaften verstehen, ja, ohne daß sie einmahl ihren Nahmen recht schreiben können. Ich vergrössere Ihnen nichts, mein Herr, ich habe doppelte Hochachtung vor einen Cavalier, der mit seiner Wissenschaft seinem Stande Ehre macht. Aber das kan ich dreiste sagen,

daß,

daß, wenn man Leuten die höchste Ehrenstellen in Kriegsdiensten anvertraut, blos weil sie ein schönes Gesichtchen haben, und die Sylbe von, (es wäre besser zu,) vor ihren Nahmen setzen können, so wird im Ganzen nichts heraus kommen, und solten auch die Gemeine mehr als Menschen seyn. Man redet von einer noch bevorstehenden Reduction. Dieses wäre vielleicht das beste Mittel, den Kriegsstaat wieder auf einen guten Fuß zu setzen. Die Anzahl der noch vorhandenen Officiers ist würklich noch viel zu groß. Wenn man nunmehro nicht mehrere beybehielte, als nöthig sind, so könnte man eine gute Wahl treffen.

Ludwigsburg wäre ein elender Ort, wenn sich der Hof nicht von Zeit zu Zeit da aufhielte. Die Einwohner würden sich mit nichts zu ernähren wissen. Das Schloß aber würde eines der prächtigsten seyn, wenn es einmahl ausgebauet würde. Es scheinet ein besonderes Schicksal zu seyn, daß keines von allen angefangenen prächtigen Gebäude zu Stande kommen soll.

Viele grosse Plätze in der Stadt liegen noch wüste, und sind unbebauet. Die Stadt gleichet mehr einer grossen Strecke Landes wo viele einzelne Höfe nahe beyeinander

liegen, als der Residenz-Stadt eines grossen Fürsten. Ihre Lage ist auf einem morastigten und sumpfigten Grunde, daher entsteht ein Mangel an gutem Wasser, und auf den Straßen ist bey übler Witterung bald nicht fortzukommen. Die Lebensmittel sind theuer und bey den jetzigen Umständen ist nicht zu vermuthen, daß sich viele fremde Leute daselbst anbauen werden. Ludwigsburg wird also wohl in dem Zustande bleiben, worinne es würklich ist, nehmlich in einem von den schlechtesten. Es liegt zwar die ganze Infanterie, ein einiges Regiment ausgenommen, daselbst im Quartier, der Hof befindet sich auch schon zwey Jahre da; aber ausser dem würden die Einwohner auch nicht wissen, womit sie sich ernähren solten.

Die Post wird bald abgehen, daher bin ich genöthiget, abzubrechen. Doch will ich Ihnen zum Beschluß noch eine Begebenheit erzehlen, welche sich noch nicht lange ereignet hat. Chloris, ein Frauenzimmer von gutem Stande von hier, deren Eltern schon lange tod sind, welche aber ein ansehnliches Vermögen besaß, hielt sich vor ein reichliches Kostgeld bey ihrem Bruder, welcher verheurathet ist, auf. Sie ist nicht heßlich und hat keinen andern Fehler, als

daß

daß ihr einer Fuß etwas kürzer ist als der andere. Ihre stille und sittsame Gemüthsart, nebst der Begierde mehr Reichthum zu erlangen, bewegten ihre Geschwistern (denn sie hat noch einen Bruder und zwey Schwestern) einen Versuch zu thun, ob sie die Chloris nicht dazu bewegen könnten unverheurathet zu bleiben. Diese mochte wohl ihr Absehen merken, und stellte sich dahero gänzlich so an, als ob sie einen würklichen Widerwillen gegen den Ehestand hätte. Unter der Hand aber errichtete sie ein geheimes Verständnüß mit einem jungen Geistlichen, welcher im Begrif stand, einen einträglichen Pfarrdienst auf dem Lande anzutreten. Als sie beede ihres Handels eins waren, meldete sich der Liebhaber bey der Chloris Brüdern und Schwestern und verlangte ihre Einwilligung zu seiner Heurath. Sie können sich deren Bestürzung und Verwunderung leichter vorstellen, als ich sie beschreiben kan. Sie gebrauchten gegen ihre Schwester Liebkosungen und Drohungen, um sie von ihrem Vorsatze abwendig zu machen, aber umsonst. Sie blieb unbeweglich. Ihre Geschwistere wendeten sich hierauf an den Liebhaber, und stellten ihm ihre Schwester, als die unwissenste und untüchtigste Person vor, welche gänzlich unfähig wäre, einer Haußhaltung

vorzustehen. Sie vergassen auch nicht, die Chloris als eine äusserst schwächliche und mit vielen Leibesfehlern behaftete Person abzuschildern. Aber auch der Liebhaber wolte nicht weichen. Er sagte: er würde schon Leute genug zu Besorgung der Haußhaltung anschaffen, ohne daß seine zukünftige Frau nöthig haben würde, sich damit zu bemühen; und was ihre Leibesbeschaffenheit anbeträfe, so gefiele sie ihm so, wie sie wäre, und keine andere. Die Brüder waren so mißvergnügt, daß sie nichts bey beeden Verliebten ausrichten konnten, und das schöne Geld, welches ihnen auf diese Art entgieng, lag ihnen so sehr am Herzen, daß sie ihr Eifer verleitete, dem geistlichen Gerichte eine Bittschrift einzuliefern, worinn sie nebst Anführung obiger Umstände, (auch des Fehlers am Fuße nicht vergassen) baten, ihrer Schwester, als einer zum Ehstand untüchtigen Person, ihre Verheurathung nicht zu erlauben. Das Consistorium aber wolte nicht einsehen, daß eine hinkende Person nicht tüchtig zum Ehstand seyn solte, und, als man zuvor die beede Liebende noch einmahl befragt hatte, und ihrer beederseitigen Zuneigung versichert war, so wurden die Geschwister mit ihrem Gesuch abgewiesen, mußten der jungen Frau ihr Vermögen ausbezahlen, und wurden von jedermann ausgelacht.

gelacht. So solte eine schändliche Haabsucht allezeit bestraft werden.

Heute lase ich in der reinen Wahrheit, daß Maubert als einen Fehler von Stuttgard angiebt, die Ställe seyen alle der Erde gleich gebaut. Sagen Sie mir doch, wo man sie sonst hinbauen solle? Will er die Ochsen und Pferde denn in seinem Cabinette haben, wo er so viele unreife Geburten ausheckt? Ich bin ꝛc.

Stuttgard,

den 27ten Jun.

1766.

Fünfter Brief.

Nil oriturum alias, nil ortum tale —

Horat. Ep. L. II.

Mein Herr!

Ich habe das neuerbaute Lustschloß, die Solitude gesehen. Ohngeachtet des berühmten Horazischen Nil admirari kan ich mich nicht enthalten, dieses Werk zu bewundern, und ich weiß, Sie mein Herr würden ebenfalls in Verwunderung gerathen, wenn Sie es sehen solten. Hier kan man sehen, was Fleiß und Arbeit ausrichten können. Kaum sind es achtzehn Monathe, so steigt aus dem Sande einer der dürre-

dürresten und unfruchtbarsten Gegenden, ein prächtiges Gebäude auf, welches man ohne etwas zu vergrössern, ein kleines Versailles nennen kan. Noch mehr; in dieser rauhen und wilden Gegend wird einer der prächtigsten Gärten angelegt, und liefert bereits die beste und rareste Früchten und Blumen. Es scheint bey nahe unglaublich in so kurzer Zeit, ein solches Werk zu Stande zu bringen. Allein, Sie müssen wissen, daß der Herzog selbst, unermüdet damit beschäftiget war, daß er öfters denen Arbeitern Muth zu machen, selbst arbeitete, um sie anzufrischen, und daß von Anfang beständig drey bis viertausend Hände dabey beschäftiget waren.

Der Herzog ordnete alles selbst an, und der feine Geschmack dieses Herrn, welcher in allem, was er angiebt, hervorleuchtet, zeigt sich hier in seiner völligen Grösse. Das Gebäude selbst bestehet in einem Corps de Logis und zehen detachirten Pavillons auf jeder Seite, welche zusammen ein Amphitheater ausmachen, welches sich von vorne auf das prächtigste zeiget. Diese Pavillons sind zur Wohnung vor den Hof bestimmt, daselbst sind das Opernhauß, die Küche und die Ställe. Der mittlere Bau aber ist vor den Herzog. Darinnen befindet sich

ein runder Saal zum Speisen, und in denen daran stoßenden beeden Flügeln sind die nöthige Zimmer. Diese sind von mittelmässiger Grösse, so niedlich, so wohl angelegt und mit einer so vortreflichen Aussicht versehen, daß Sie sich nicht leicht etwas angenehmers werden vorstellen können.

Die Aussicht ist überhaupt unvergleichlich. Das Schloß liegt auf einem Berge mitten in einem dicken Wald. Durch diesen hat man Alleen durchgehauen, und nun verlieret sich das Auge in der perspectivischen Aussicht. Da der Berg, worauf das Schloß erbauet, um ein ziemliches höher ist, als in einer Entfernung von ein paar Stunden davon liegende Berge, so hindern diese die Aussicht nicht im geringsten, sondern vermehren vielmehr die Anmuth derselben durch die Abwechslung, welche sie in den Gegenständen verursachen.

Der hinter dem Schloß angelegte Garten ist einer der prächtigsten, welche man sehen kan. Es hat unsägliche Mühe gekostet, bis man den Grund dazu eben gemacht hat. Die dickste Eichen mußten mit ihren Wurzeln herausgezogen werden; denn die ganze Gegend war vorher nichts als ein wildes dickes Gebüsche. Der Boden war

nichts

nichts als Sand über einem unfruchtbaren Felsen; aber auch diesem Fehler hat man durch Herbeyführung vieler tausend Karren voll guter fruchtbarer Erde abzuhelfen gewußt. Da weit herum kein Wasser zu finden war, so hat man ganze Felsen gesprengt um aus der Tiefe Wasser herauf zu bringen, und auch dieses ist gelungen. Vermittelst der unvergleichlichen Anordnung des Herzogs und einer unermüdeten Arbeit kam endlich alles zu Stande. Jetzt pranget der Garten mit den schönsten Fontainen, und trägt Früchte und Blumen im Ueberfluß. Die darein gepflanzte Bäume kommen wohl fort, man hat aber die Vorsicht gebraucht, jeden Baum in ein Geschirre voll fruchtbarer Erde zu setzen, und hernach erst nebst diesem Geschirre in den Boden einzugraben.

Alles dieses hat, wie sie leicht erachten können, unsägliche Arbeit gekostet. Aber, wo der Herr an der Spitze der Arbeiter stehet, sie aufmuntert und sich weder von Wetter noch Wind zurück halten läßt, da muß es gehen, und auf solche Art kan man alles zu Stande bringen. Ich sage noch einmahl, es ist bewundernswürdig, daß man in so kurzer Zeit ein dergleichen Werk solle vollführen können. Noch mehr aber ist der feine Geschmack, die tiefe Einsicht,

sicht, und die unverdrossene Mühe des Herzogs bey solchen Werken zu bewundern. Es mag seyn wie es will, ich muß die größte Ehrfurcht vor einen Herrn von so seltenen Eigenschaften hegen. Wolte doch der Himmel! daß nicht durch die Boßheit gewisser Leute, die betrübte Weitläuftigkeiten mit den Landständen ihren Anfang genommen hätten!

Im Winter mag es übrigens sehr rauh auf der Solitude und solche nicht zu bewohnen seyn. Denn die Höhe worauf das Schloß stehet, macht, daß es den Winden von allen vier Weltgegenden ausgesetzt ist. Die Annehmlichkeiten aber deren man in der schönen Jahrszeit daselbst genießen kan, ersetzen dieses reichlich wieder. Ein solches Gebäude, in so kurzer Zeit, mitten in einer Wüste, in einem mit Sande überdeckten Felsengrund aufzuführen, übertrift alles was man sich vorstellen kan, und ich wüßte kein Gebäude damit zu vergleichen, als das vom König Wilhelm dem III. in Engelland erbaute Jagd-Schloß op het Loo, vier Stunde von Zütphen.

Wenn man die Solitude sehen will, so muß man sich bey dem Obrist von S*****

mel-

melden. Dieser hat die Aufsicht über die Arbeit, und befindet sich sehr wohl dabey. Er hatte vor diesem ein Regiment aber wenig gute Freunde darunter. Man beschuldigte ihn eines allzugrossen Hochmuths und Geitzes. Ich weiß nicht, ob man ihm hierinne nicht Unrecht thut. So wie er mir vorgekommen, scheint er mir ein sehr guter Hofmann zu seyn, er zittert, wenn er daran gedenket, es wäre möglich, durch eine zur Unzeit angebrachtes Wort, sich eine saure Mine von seinem Herrn zuzuziehen. Eben dieses ist die Ursache, daß er bey seinem Regiment, des Mangels der vor dasselbe erforderlichen Sorgfalt beschuldiget wurde. Man sagte, er gäbe sich wohl alle Mühe, zu machen, daß die Leute allezeit dem Herzog gut in die Augen fielen, als wovon er den Ruhm und die Ehre allein habe, er unterstehe sich aber nicht, ein Wort zum Vortheil derselben bey dem Herzog zu sprechen, aus Furcht einen ungnädigen Blick zu bekommen. Die Uebungen der Religion macht er auf das fleißigste mit, allein da sich ein Hofmann allezeit zu verstellen weiß, so kan man sein äusserliches Bezeigen gar nicht als einen Beweis seiner würklichen Gesinnungen annehmen. Der Herr von S * * * * * * hätte übrigens gar nicht nöthig in einer sclavischen Furcht

wegen

wegen seines Glückes zu stehen. Er vor sich selbst hat ein ansehnliches Vermögen, und durch eine wohlgetroffene Heurath ist er im eigentlichen Verstande reich geworden. Er könnte also an allen Orten gemächlich leben. Er versteht etwas von der Music und den schönen Wissenschaften, und mahlet ziemlich gut. Was helfen aber alle diese Dinge, wenn sie nicht mit einem aufrichtigen, mit einem großmüthigen, mit einem menschenliebenden Herzen vereiniget sind, und dieses fehlet ihm. Indessen giebt er sich bey dem Schloßbau alle ersinnliche Mühe, und scheinet würklich auf dem rechten Weg zu seyn, ein noch grösseres Glück zu machen.

Es giebt einige Leute, welche sich über die grosse Kosten aufhalten, welche zu diesen Bau erfordert werden, sie bedenken aber nicht, wie viel hundert Personen, ihren Unterhalt dadurch finden. Eben dergleichen Unternehmungen bringen einem Lande allezeit den größten Nutzen. Wie viele Künstler und Handwerksleute, welche nichts zu thun hätten, können sich hier ein Stück Geld gewinnen? wie viele arme Taglöhner können dadurch ihr nothwendiges Stück Brod erhalten? Andere tadeln an diesem schönen Gebäude, daß es vor ein Jagd-

Schloß

Schloß zu prächtig und zu groß seye. Wer hat aber diesen Leuten gesagt, daß der Herzog nur ein gemeines Jagd-Schloß erbauen wollen? Nein, die Absicht war einen Ort zu heben, wo sich der Herr mit dem ganzen Hofe aufhalten könnte. Und dieses war auch um so artiger, da das alte Schloß in Stuttgard ein dunkles, irregulirtes, Gothisches Gebäude ist, das neue durch den unglücklichen Brand grossen Schaden gelitten hat, und das zu Ludwigsburg noch lange nicht ausgebauet ist, und ausserdem ebenfalls viele Fehler hat.

Das Schloß zu Graveneck ist eigentlich ein Jagd-Schloß. Es liegt in einer der rauhesten Gegenden des ganzen Landes, dem ohngeachtet ist durch unermüdeten Fleiß, ein angenehmer Auffenthalt daraus gemacht worden. Der Herzog pflegt sich alle Jahre in der schönen Jahrszeit einige Wochen daselbst aufzuhalten, und so wohl mit Jagen als Fischen zu ergötzen. Sein Gefolge ist alsdenn nicht groß, und bestehet nur aus wenigen ausgesuchten Personen. Diejenige aber, welche das Glück haben, unter dieser Zahl zu seyn, können nicht genug Ausdrücke finden, um die Leutseligkeit, Gütigkeit und freundschaftlichen Umgang

gang des Herzogs zu beschreiben. Hier legt dieser Fürst die Hoheit, das majestätische Wesen, welches ihn sonsten so wohl kleidet, ab, und behält nur die erhabene Eigenschaften eines Menschen-Freundes. Glücklich, dreymahl glücklich sind diejenige, welche die Erlaubniß haben, sich ihm in diesem einsamen Auffenthalt zu nähren.

Die Hofnung bald ein glückliches Ende der bisherigen Uneinigkeiten zu erleben, nimmt allenthalben zu. Ohngeachtet ich vor mein Theil, gleichgültig dabey seyn kan, da ich in meinem Vaterlande nichts mehr zu suchen habe. So wünsche ich doch als ein Mensch der allen Gutes gönnet, daß diese Hofnung aufs schnellste möge erfüllet werden. Es wird aber eine bessere und strengere Policey als man bisher beobachtet, nöthig seyn, wenn die eingerissene Unordnungen im bürgerlichen Leben wieder sollen gehoben werden.

Der Platz, wo die Solitude erbauet worden ist, hieß sonsten bey den fünf Eichen. Es waren nehmlich fünf uralte dicke Eichen so nahe bey einander gewachsen, daß sich die Stämme unten berührten, und man von Ferne es vor einen

einigen

einigen, wie sie leicht denken können, entsetzlich dicken Stamm ansah. Eine von diesen Eichen, ist durch einen mir unbekannten Unfall umgeworfen worden, so, daß jetzo nur noch vi.re stehen. Um aber das Angedenken davon zu erhalten, hat man nicht weit davon fünf junge Bäume ganz dichte nebeneinander gepflanzt. Es stehet jetzo zu erwarten, ob sie sich eben so, wie die Alte in einander verwachsen werden.

Die Gemächer in dem Schloß sind noch nicht alle meubliret, es wird aber solches nach dem ausgesuchtesten und feinsten Geschmacke geschehen; und alsdenn wird man ein Opus vere Regium nennen dörfen und können.

Man sagt, der eine von denen zu Wien befindlichen Abgeordneten der Landstände verlange durch einen andern abgelöset zu werden. Da man doch geglaubt hatte, sie würden sämmtlich zurücke kommen, und die ganze Sache bald zu Ende seyn. Muß ein anderer fort, um diesen abzulösen, so ist es ein Zeichen, daß die Sachen noch nicht in Richtigkeit sind.

Bey der jetzigen schönen Jahreszeit findet man hier bey nahe keinen Menschen zu Haus. Alles belustiget sich mit spatzieren gehen, spatzieren reiten, und spatzieren fahren; Es ist augenscheinlich, daß diese Belustigungen nicht ohne Geld ausgeführet werden können, und doch höret man, man mag hinkommen wo man will, auch so gar bey denenjenigen selbst, welche alle Tage neue Lustbarkeiten anstellen, nichts, als Klagen über die schlimmen Zeiten und über den grossen Geldmangel. Lösen Sie diesen Widerspruch auf, wenn Sie können.

Zur Abwechslung will ich Ihnen nunmehr wieder eine lustige Begebenheit erzehlen. Ein gewisser Canzley-Verwandter, welchen ich seines sittlichen Caracters wegen Harpagon nennen will, ist der wunderlichste Kopf und dabey der größte Geitzhals der je gelebt hat. Er hatte eine Frau, welche ihm zu seinem ohnehin grossen Vermögen noch ein sehr ansehnliches Heuraths-gut zubrachte. Mit diesem Reichthum nun hätten sie alle beede, alles Vergnügen der Welt schmecken können. Aber weder er noch sie wurden dessen froh. Er nicht, denn der Geitz, von welchem er besessen ist verwehrte ihm alle Lust, beschwehrte ihn

mit unaufhörlichen Sorgen, und benahm ihm auch des Nachts die Ruhe. Sie nicht, denn der Mann verwehrte ihr allen Umgang, aus Beysorge, dieser möchte ihn etwas kosten, und schloß sie zu Hause ein, wo sie jeden Heller zu den nöthigsten Ausgaben, nicht anders als mit schelten und zanken von ihm erhalten konnte. Sein schändlicher Geitz gieng so weit, daß ohnerachtet er viele Kästen mit dem schönsten Linnen angefüllt, besaß, er denn noch vier Wochen und manchmahl noch länger nur eine einige Serviette auf den Tisch legen ließ, es ist leicht zu erachten, wie appetitlich es mit ihm zu speisen mag gewesen seyn. Da er alle Menschen vor Diebe ansah, so verschloß er sein Geld sehr sorgfältig; er gebrauchte aber die Vorsicht, daß er es nicht an einen Ort legte, sondern in viele kleine Theile absonderte, und dieselbe an solchen Oertern verbarg, wo man am wenigsten auf den Einfall kommen solte, Geld zu suchen. So verschloß er es zum Beyspiel nicht in einen Kasten oder in einen Schreibtisch, sondern steckte alle verborgene Ecken eines Zimmers damit voll, welches Zimmer er aber hernach auf das sorgfältigste verriegelte.

Dieser angewendeten Vorsicht ohnerachtet wurde er doch bestohlen. Er hatte eine Tochter, ein mannbares Mägdgen, welcher er nichts anschaffen wolte. Seine Frau, welche nicht auskam, und keinen Umgang hatte, überließ sich der Neigung zum Wein. Dieses war das einzige, was sie noch haben konnte, denn den Keller verschloß er nicht. Der Tochter waren die Schlüssel dazu anvertraut. Mutter und Tochter machten also eine Verschwörung wider ihn. Diese schafte so viel Wein zur Hand, als sie beede trinken konnten; und eben so viel wurde heimlicher Weise verkauft, damit sie sich das übrige was sie etwa nöthig hatten, anschaften. Dieser Handel war jedermann bekannt, nur dem Harpagon nicht. Bey aller seiner Sorgfalt dachte er nicht an seinen Keller. Endlich als er einmahl nach seinen Fässern sahe, wurde er den Verlust seines Weins gewahr. Den Lermen den er darüber anfieng, kan man sich kaum vorstellen. Mutter und Tochter hielten aber vest beysammen, und seine Magd mußte die Diebin seyn. Sie wurde fortgejagt, die Tochter behielt die Schlüssel, und Harpagon erfuhr den wahren Dieb nicht. Die unordentliche Lebensart brachte endlich die Mut-

ter ins Grab, und als sie solte beerdiget werden, war der Geitzhals nur erst mit vieler Mühe dahin zu bewegen, daß er ein weises Hemde hergab, um ihr solches anzuziehen.

Harpagon war schon etliche fünfzig Jahr alt, dem ohngeachtet kam ihm sechs Wochen nach seiner Frauen Tod, die Lust an, wieder zu heurathen; nur war die Frage, wo er eine Braut hernehmen solte, denn da seine Aufführung der ganzen Stadt bekannt war; so gaben ihm alle Mägdgen den Korb, bey denen er sich meldete. Endlich fand sich ein geitziger Advocate, der ihm in Hofnung nach seinem Tode sein Geld zu erhaschen, seine Tochter, ein überaus liebenswürdiges Kind von neunzehen Jahren aufopferte. Die ganze Welt tadelte die Aufführung des Vatters. Die Tochter aber war gleichgültig dabey. Denn sie hatte sich denienigen bereits ausersehen, welcher sie in ihrem künftigen Ehestande wegen dem wunderlichen Kopf ihres Mannes trösten solte. Und dieser Tröster, welcher eine vornehme Standes-Person ist, vor welcher sich Harpagon scheuet, verrichtet, wie man sagt, sein Amt sehr fleißig. Harpagons Tochter und seine neue Frau

waren vorher Gespielinnen gewesen, und errichteten ein neues Bündniß wider ihn. So vielen Feinden konnte er nicht widerstehen, und man hat ihn bereits gezwungen einen Leinwand-Kasten aufzumachen, und an seinem Tische ordentlicher und reinlicher zu seyn. Jetzt hören Sie, was ihm vor ein paar Tagen für ein Unglück begegnete.

Er hatte ein Päckgen mit fünfzig Gulden sorgfältig in einem abgelegenen Zimmer, welches er allezeit verschlossen hielt, in eine Ecke hinter dem Ofen versteckt. Natürlicher Weise konnte er gar nicht muthmaßen, daß jemand dieses Geld daselbst suchen solte. Indessen hörte er des Nachts als er im besten Schlafe lag ein Geräusche, als ob jemand die Treppe auf und nieder gieng. So gleich sprang er aus dem Bette, zündete ein Licht an, und durchsuchte das Haus; Alle Thüren waren wohl verschlossen, auch so gar diejenige, wodurch man in das obengedachte Zimmer kommen mußte. Er legte sich also wieder nieder, konnte aber doch nicht mehr einschlafen, indem er beständig bey sich überlegte, wovon das gehörte Geräusche etwa möchte entstanden seyn. So bald

der

der Tag anbrach, stand er wieder auf, öfnete alle Zimmer und durchsuchte alles sehr genau. Aber welch ein Herzeleid! als er in dasjenige kam, wo er die fünfzig Gulden verborgen hatte, so sahe er, daß der Ofen eingebrochen war, und sein liebes Päckgen war weg. Er fieng ein so entsetzliches Geheule an, daß die Nachbarn aus dem Schlafe erweckt wurden, und herbey liefen, in Meynung es wäre ein grosses Unglück geschehen, als man aber erfuhr, was es war, gieng ein jeder wieder ruhig nach Haus, und spottete des elenden Harpagons. Er beschuldigte seine Frau, seine Tochter, seine Magd, untereinander des Diebstahls, er bedrohete sie mit den äussersten Strafen. Er lief zum Oberamt, er ließ den grausamen Diebstahl in die öffentliche Anzeigen setzen. Aber alles umsonst, er erhielt weiter nichts, als daß er sich aller Welt zum Gespötte machte.

O wenn doch wer ihm gleicht, auch
seinen Schimpf erführe.

Ich vor mich zweifle gar nicht, daß ihm der Streich von einem seiner Hausgenossen

sen gespielt worden. Dergleichen schändliche Seelen aber verdienen die äusserste Verachtung.

Ich speißte heute mit einem gewissen Officier, welcher mich versichern wollte; es wäre ganz gewiß ein Subsidien-Tractat mit Portugall oder Spanien im Werk. Ich zweifle daran, wenn es sich aber so verhielte, würde es ein Glück vor das hiesige Corps seyn; denn Spanische Quadrupel oder Portugiesische Moidoren sind gut Gold.

Die reducirte Officiers, welche Landeskinder sind, auch so gar einige, welche keine sind, warten noch immer mit grosser Begierde auf den gänzlichen Ausgang der Strittigkeiten, und bauen Schlösser in die Luft. Sie sehen es als eine vollkommene Schuldigkeit an, so wohl auf Seiten des Herzogs als der Landstände, daß man ihnen einen zulänglichen Unterhalt ausmachen müsse. So lange sie so denken, so denken sie falsch. Es sind viele unter dieser Zahl, welch noch vollkommen wohl im Stande sind zu dienen, sind zu keinen andern als zu Kriegsdiensten zu gebrauchen, warum gehen sie

also

also nicht, und suchen ihr Glück anderswo. Diejenige, welche ausser Stand sind, solches zu thun, sind freylich sehr zu beklagen. Denn, wenn sich auch die Gnade ihres Herrn, wie ich gar nicht zweifle, so weit erstrecken solte, daß ihnen ein jährlicher lebenslänglicher Gehalt ausgemacht würde, so würde solcher bey den so sehr erschöpften Einkünften sehr klein ausfallen.

Ich bin ohngeachtet ich kein Projectmacher seyn will, auf einen Einfall gekommen, wie der Sache zu helfen wäre. Ich halte dafür, wenn man dem ausländischen Geschmeisse, welches heut zu Tage nicht nur Würtemberg, sondern bey nahe ganz Deutschland verderbet hat, ich meyne die Französische und Italiänische Luftspringer, ihren Gehalt ein wenig beschnitte, und solchen armen Officiers zulegte, könnte der Sache noch wohl geholfen werden. Warum sollen Leute, welche ihren Verstand blos in den Füßen haben, das Mark des Landes genießen, sich über Leute erheben, welche Gut und Blut für die Ehre ihres Herrn und Landes zugesetzet haben, und hernach noch das ungerechte, manchmahl betrügerischer Weise erworbene

Geld aus dem Land schleppen — doch, ich vergehe mich, diese Dinge kan ich nicht ändern, es sind pia desideria, welche aber doch vielleicht noch einmahl erfüllt werden. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Stuttgard,

den 5ten Jul.

1766.

Sechster Brief.

O Rois, si la Pompe a pour vous tant de charmes,

Qu'elle ne coute point nos soupirs & nos larmes.

Le Comte de Baar.

Mein Herr!

Sie verlangen von mir auch eine kurze Beschreibung von der Beschaffenheit des hiesigen Hofes, und dessen äusserlichem Ansehen. Ich kan ihnen versichern, daß er sehr prächtig, dem guten Geschmack des regierenden Herrn gemäß, und

und zur Bewunderung aller Fremden eingerichtet ist. Wer an Gallatägen nach Hof kommt, wird von dem Glanz und Pracht so vielerley kostbarer Livreen, so vielerley unterschiedener Uniformen, von der überall herrschenden Nettigkeit und Richtigkeit ganz entzückt dahin gerissen. Lassen Sie mich Ihnen solches alles ein wenig weitläuftiger beschreiben.

Die höchste Hofämter sind mit lauter solchen Leuten besetzt, welche denselben an dem größten Hofe der Welt Ehre machen würden. Der Ober-Kämmerer, der Ober-Marschall, der Ober-Stallmeister u. s. w. sind nicht allein die ansehnlichste Leute von der Welt, was ihre eigene Person anbetrift, sondern auch von Kindheit an bey Hofe erzogen, sie wissen also nicht allein vollkommen was sie zu thun, wie sie sich gegen alle Fremde zu verhalten haben, sondern sie vermehren auch den Glanz desselben durch ihren eigenen Pracht und Aufwand. Ihr Umgang ist der liebenswürdigste und angenehmste von der Welt. Man weiß, daß der Herzog ein Liebhaber der Pracht ist, und diesem Geschmack befleißiget sich der ganze Hof zu folgen,

aber niemand besitzet doch einen feineren Geschmack als der Herr selbst.

Wenn Sie bey Galla-Tägen das Trabanten-Corps in ihrer Staats-Montirung sehen könnten, Sie würden es gewiß bewundern. Es sind lauter Leute von etliche dreyßig bis etliche vierzig Jahren, welche männlich, gesetzt und ernsthaft aussehen, nichts gezwungenes, nichts kindisches an sich haben, recht wie es Leuten geziemet, welche zur eigentlichen Leibwache eines grossen Fürsten bestimmt sind, lauter Leute, welche zuvor schon lange Jahre gedienet hatten, und nunmehro in ihrer gegenwärtigen Stelle durch ruhigere Dienste die verdiente Belohnung empfangen. Ihre Montirung ist ganz roth stark mit Silber besetzt; Sie haben Wehrgehänge nach alter Art über die Schultern von rothem Sammet mit Silber, und an ihren Partisanen hangen grosse silberne Quasten. Es ist das ansehnlichste Corps das man sich vorstellen kan. Schade ist es, daß einer von ihren ersten Officiers unter dem Nahmen eines tollen Kopfs dem ganzen Hof bekannt ist.

Ob gleich die Einrichtung des so genannten Leib-Corps oder der Leib-Jäger und Leib-Husaren völlig auf den Fuß einer regulirten Reuterey ist; so trage ich doch kein Bedenken sie hier unter die Hofbedienten zu rechnen, da sie, wenn en Ceremonie gespeiset wird, bey der Herzoglichen Tafel aufwarten. Die Jäger haben grüne Röcke mit rothen Aufschlägen, die Husaren ganz roth, beede reichlich mit Gold besetzt. Die Uniforme der Officiers ist die prächtigste, welche ich jemahls gesehen habe, ohngeachtet die Zahl deren, welche mir schon zu Gesichte gekommen, gewiß nicht klein ist. Der Herr von S** ist ihr Commendant. Er siehet ohngemein wohl aus, insonderheit da er noch in der besten Blüte der Jugend stehet, und besitzet die Gnade seines Herrn vollkommen. Sie können sich nichts prächtigers vorstellen, als diesen Herrn in seiner Staats-Uniform, Ungarisch gekleidet, mit einer Tygerhaut über die Schultern, und auf dem stolzen Pferde, welches ihm der Herzog geschenket hat.

Solte ich Ihnen nur noch die kostbare Livreen der Läufer, Heyducken, Moh-

ren, Laquaien und so weiter beschreiben, so würde ich viel zu weitläuftig werden. Stellen Sie sich alles vor, was eine bewunderenswürdige Kostbarkeit mit dem ausgesuchtesten Geschmack zuwege bringen kan, so haben Sie einen richtigen Begrif davon. Da aber niemand als der Herzog selbst, alles anordnet, so ist auch in den kleinsten Dingen die bewunderenswürdige Einsicht dieses Herrn in allem was wohl anständig ist, zu bemerken.

Die gute Ordnung herrschet am ganzen Hofe. Jeder weiß, was er zu thun hat, und ist um so mehr beflissen, seine Schuldigkeit zu thun, weil er versichert ist, daß die geringste Versäumung scharf bestraft wird. Es lauft also alles in der schönsten Harmonie mit und nebeneinander fort.

Der Marstall ist einer der prächtigsten, welchen man nicht nur in Deutschland, sondern wie ich dafür halte, in ganz Europa finden wird. Man kan keine schönere Pferde sich vorstellen, als man hier beysammen antrift. Viele sind in dem Lande selbst gezogen, viele aber auch mit schwe-

schweren Kosten erkauft worden. Ihre Anzahl mag sich an Zug- und Reitpferden auf drey bis vierhundert Stücke belaufen. Ueber die Kostbarkeit einiger unter vielen andern hier befindlichen Staats-Carossen muß man erstaunen. Insonderheit ist diejenige, worinne die Herzogin ihren ersten Einzug allhier gehalten, ganz unvergleichlich.

Glauben Sie nicht mein Herr, daß ich etwas vergrössere. Nein, ich sage vielmehr um nicht zu weitläuftig zu werden, noch zu wenig.

Vor einiger Zeit hat der Herzog einen Riesenmäßigen Schweitzer in seine Dienste genommen, weil dieser Herr alles liebt, was ausserordentlich ist. Man solte glauben, dieser Mensch wäre durch den Commodore Byron aus seinem neu-entdeckten Riesenlande mitgebracht worden. Er gehet Türkisch gekleidet, hat den Nahmen eines Cammer-Portiers, und ist übrigens eine erstaunliche Masse.

Ob gleich die Opern, Ballets und Comödie eigentlich zu denen Lustbarkeiten

gehö-

gehören, so will ich sie doch hier mitnehmen, weil sie ihre Bezahlung an eben dem Orte, wie die andere Hofbedienten bekommen, und folglich auch darunter gerechnet werden.

Das Opern-Theater in Stuttgard ist eines der grössesten und sehr wohl angelegt. Auf denen dreyfach übereinander in Form eines Amphitheaters aufgeführten Gallerien, nebst dem Parterre haben wohl viertausend Zuschauer Raum. Das neu-erbaute Opernhauß zu Ludwigsburg giebt dem zu Stuttgard an Grösse nichts nach. Das Theater auf der Solitude aber ist nicht so groß.

Da die Schauspiele der vornehmste Gegenstand der Lustbarkeiten des Herzogs sind, so kan man sich leicht vorstellen, daß man dabey etwas ungemeines zu sehen bekommt, und daß sie auf dem besten Fuße stehen. Der Herzog ist selbst ein vortreflicher Kenner der Music, und das Orchester bestehet gemeiniglich aus vierzig und mehr Personen, worunter sich viele vortrefliche Meister befinden. Die Decorationen in den Singspielen sind allezeit so ausgesucht und von so gutem Geschmack gewesen, daß sie

von allen Kennern bewundert wurden; und die Kleidungen der spielenden Personen sind jederzeit von ausnehmender Kostbarkeit. Der Ober-Capellmeister ist ein Italiäner, und grosser Meister, aber von einer so entsetzlichen Dicke, daß er sich beynahe nicht bewegen kan.

Zu den Ballets gehören unter der Aufsicht des Herrn Noverre, etliche und fünfzig bis sechzig Personen. Der berühmteste und geschickteste Tänzer unter allen, ist unstreitig der älteste Vestris. Er ist aber nicht beständig hier, sondern kommt nur auf den Herzoglichen Geburtstag, wo er sich einige Wochen vor und nach demselben hier aufhält, und seine Kunst zeiget. Diese Mühe wird ihm wohl bezahlt. Toscani war sonst die erste Tänzerin, und hatte es in dieser Kunst unglaublich hoch gebracht, sie kommt aber wenig mehr auf das Theater. Es ist bekannt, daß Noverre Lettres sur la Danse herausgegeben hat, worinnen er seine Gedanken eröfnet, wie diese Kunst auf einen bessern Fuß gesetzt werden könnte; Seit seinem Auffenthalte an hiesigem Hofe hat er seine damahlige Gedanken in die Ausübung gebracht. In den leztern hier aufgeführten Ballets

drucken

drucken die Tänzer durch ihre Bewegungen alle Leidenschaften auf die bewunderswürdigste Art aus. Es sind keine eigentliche Tänze mehr. Es sind Vorstellungen grosser Begebenheiten; durch die Bewegung des Cörpers, ohne zu reden. Aber von den gemeinen Pantominen weit unterschieden.

Die Französische Comödie ist gleichfalls sehr wohl eingerichtet und hat vortrefliche Acteurs. An den Schauspielerinnen gefällt mir nicht, daß sie zu viel in der Aussprache affectiren, und überhaupt ist ihre Aussprache zu leise. Unter den Mannspersonen aber sind einige unverbesserlich. Der beste Acteur aber war unstreitig der jetzige Professor und Bibliothecarius Uriot. An diesem hat das Theater sehr viel verlohren. Alle diese Leute haben sehr hohe Besoldungen.

Sie sehen aus diesem kurzen Abriß, mein Herr, daß der Würtembergische Hof in allen Stücken sehr prächtig ist; und wenn sie nach dem feinen Geschmack, welcher nach der Anordnung des Herzogs selbst mit alle diesem Pracht verbunden ist, und welchen man nicht beschreiben kan, selbst

sehen könnten, so würden sie in die äusserste Verwunderung gesetzt werden.

Allein diesen Hof zu unterhalten, werden erstaunliche Summen erfordert; Und über dieses klagen die Würtemberger. Das erstere ist wahr, ob aber die Klagen so gegründet seyn, läßt sich überhaupt nicht sagen. Alle grosse Fürsten haben den Pracht geliebt, und lieben ihn noch. Durch eine prächtige Hofhaltung wird der Umlauf des Geldes befördert. Die Hofleute bekommen grosse Besoldungen, sie geben aber das Geld auch wieder aus. Was verdient nicht der Kaufmann, der Handwerksmann? Es ist ein beständiger Umlauf des Geldes aus einer Hand in die andere. Dieses bringt also dem Lande keinen Schaden. Derjenige Fürst ist nicht väterlich vor sein Land gesinnt, welcher das Geld in Kisten einschließet. Die hiesige Einwohner selbst empfinden wohl, was es für ein Unterschied ist, ob sich der Hof hier befindet oder nicht.

Nur in Ansehung der zu den Schauspielen gehörigen Personen muß ich eine Ausnahme machen. Diese Leute haben

durch die Bank, einer mehr der ander weniger einen sehr grossen Gehalt. Da ihnen dieses Geld nicht schwer zu verdienen ist; so verschwenden sie einen Theil davon ohne Sorgen, und da sie alles in dem Preise bezahlen, wie man fordert, so verursachen sie, daß die Preise so hoch steigen, daß ein anderer ehrlicher Mann nicht mehr zurecht kommen kan. Da solche ferner lauter Franzosen und Italiäner sind, welche meistens zu Haus noch Anverwandte haben, so bringen sie das ohne Mühe erworbene Geld in Sicherheit nach Haus, und auf diese Art werden alle Jahre erstaunliche Summen aus dem Land geschleppt, welche, wenn sie da blieben, durch ihren Umlauf vielen Nutzen schaffen könnten. Eine Verminderung der Zahl dieser Leute, oder wenigstens ihres ungeheuer grossen Gehaltes würde also dem Lande sehr nützlich seyn.

Wenn Sie mein Herr übrigens den an dem hiesigen Hofe herrschenden Pracht noch besser wollen kennen lernen, so lesen Sie die Description des Fetes données a l'occasion du Jour de Naissance, de S. A. S. Monseigneur le Duc de Wurtemberg, en 1763. & 1764. par Mr.

Uriot, und bekennen Sie hernach, daß diese Lustbarkeiten königlich waren.

Es ist jetzt nicht die Frage, ob durch die darzu erforderliche Kosten die Unterthanen gedrückt worden oder nicht? Ich will Ihnen nur einen kurzen Abriß von der Magnificenz und dem guten Geschmack der dabey herrschte, beybringen. Und wenn Sie dabey allezeit daran gedenken, daß der Herzog alles selbst angeordnet hat, so müssen Sie mit mir die gründliche Einsicht dieses Herrn bewundern.

Indessen wäre es freylich vor jeden patriotischen Deutschen ein entzückendes Vergnügen, wenn man den Schwarm der Ausländer, welcher sich, wie ein Heer Heuschrecken darinne ausbreitet, und die beste Früchten des Landes verzehret, einmahl vertreiben könnte. Ist es denn möglich, daß die Vorurtheile so weit einreissen können, daß man würklich glaubt unter seiner Nation nicht so viele gründliche, so viele geschickte Leute anzutreffen, als unter Ausländern? Muß man denn um den Platz eines Eulers wieder zu ersetzen, einen *La Grange* haben? giebt es keinen Deut-

Deutschen? Sind wir denn dazu verdammt, brodlosen Ausländern ihren Unterhalt zu verschaffen, welche, wenn sie sich mit unserm Marke genugsam fett gemacht haben, wieder davon gehen, und in ihrem Vaterlande mit fettem Maule der einfältigen Deutschen spotten, ja alsdenn auch mit ihren Lästerungen gesalbte Häupter nicht verschonen? O daß doch die Deutsche einmahl aufhörten, so thöricht zu seyn, und zu glauben, daß ihre Nachbarn mehr Verstand und Artigkeit besäßen als sie selbst. O daß sie einmahl aufhörten, durch Verlassung ihres natürlichen Wesens, und thörichte Nachaffung der Französischen Manieren, sich selbst aller Artigkeit zu berauben!

Zum wenigsten solten wir uns schämen, daß, da es uns vor diesem zum Vorwurf gemacht worden ist, daß wir nicht so witzig denken könnten als unsere Nachbarn; und man uns hingegen die Gründlichkeit unserer Denkungsart niemahls hat strittig machen können; wir nunmehr auf diesen letzten Vorzug gar nicht mehr sehen, sondern uns nur befleissen, den seichten Witz der Franzosen nachzuahmen. Dessen

ganzer Reichthum entweder zur Verachtung der Religion, oder zum Verderben der Sitten verschwendet wird. Wenn es ja nachgeahmt seyn soll und muß, so lasset uns lieber

Den tiefen Ernst der gründlich=weisen
Britten,

als

Der Franzen Witz und schmeichelhafte
Sitten

nachahmen. Das erste wird uns zum wenigsten grösseren und wahrhaften Nutzen bringen.

Wer weiß, bricht nicht würklich nach angetretener Regierung des Allerdurchlauchtigsten Josephs, die Morgenröthe an, welche durch die Stralen des darauf folgenden heitern Tages, den Nebel der bisherigen Vorurtheile von denen Deutschland verdunkelt ward, zerstreuen wird. Wie froh sehe ich dem Tage entgegen, da durch die Bemühungen, würklich schon lebender patriotischer Männer Deutschland seine unverantwortliche Vorurtheile ablegen; und

auch von den Ketten sittlicher Sclaverey befreyet, in dem alten Glanze Deutscher Freyheit erscheinen wird. Ach! daß diese Zeiten bald kommen mögen, und ein jeder redlicher Deutscher sage Amen.

Die wahre Liebe zu meinem Vaterlande, ein gerechter Eifer wider die überhand genommene Vorurtheile, und mein brennender Wunsch bessere Zeiten zu sehen, hat mich zu weit verführet. Ich bitte Sie mein Herr, deßwegen um Vergebung. Begnügen Sie sich nunmehr mit allerhand vermischten Anmerkungen, bis das Blat voll ist.

Wenn ich die ganze Aufführung und Lebensart allhier betrachte, welche ich Ihnen in meinem ersten Brief weitläuftig beschrieben habe, so kan ich mich der Gedanken nicht enthalten, daß die bisher obgewaltete Uneinigkeiten ein gerechtes Gerichte GOttes sind. Der Allmächtige hat vielerley Wege seine Strafgerichte zu offenbahren und die Sünder zur Buße zu locken. Auch die Uneinigkeiten und Zwistigkeiten zwischen dem Regenten und Lande sind eine Gattung davon. Bey solchen

hat ein Land niemahls nichts gewonnen. Die hiesige Einwohner aber sehen es ganz anders an. Sie wollen ihren rechtmäßigen Herrn zwingen, sie wollen ihm Gesetze nach ihrer Willkühr vorschreiben. Ihrer unaufhörlichen Klagen ohngeachtet, nimmt ihre Verschwendung, ihre Ueppigkeit, ihr unordentliches Wesen immer zu. Was wird also daraus entstehen. Sie wolten des Segens nicht, darum wird er ferne von ihnen bleiben.

Man spricht von einer zweyten Reduction im Militair-Etat, und auch unter den Canzleybedienten. Bey jenem werden die neu zu reducirende Officiers nicht so zu beklagen seyn, wie die vorige. Denn die Alte sind schon meist hinweg, und die Junge können ihr Glück suchen. Bey den Canzleybedienten würde es manchen armen Mann geben, indessen müssen sie sich damit trösten, daß sie vor ihr Geld ihren Endzweck erlangt, und eines Rangs und Titels, welche sie selbst begehrt, genossen haben. Ob sie das Geld wohl oder übel angewendet, thut nichts zur Sache; genug, sie hatten ihren Endzweck erhalten.

Heute sagte mir ein hiesiger Beamter, es wäre nunmehr gute Hofnung zu einem Vergleiche da, und würde die Unterhandlung der Herzoglichen Räthe mit den Abgeordneten der Landstände, nächstens ihren Anfang nehmen. In Wahrheit, antwortete ich, mein Herr, die Landstände hätten besser gethan, wenn sie sich schon vor ein paar Jahren in diese Unterhandlung eingelassen und einen Vergleich gesucht hätten. Es erinnert mich diese Art zu verfahren, allezeit an einen alten Kupferstich, den ich vor vielen Jahren gesehen, worauf zwey Personen vorgestellt waren, welche einander die Hände gaben, und unten stund:

Nach Krieg, macht Fried die närrisch Welt,
B'hielt sie vor Fried, b'hielt sie ihr Geld.

Wenn man lang genug gezankt, gestritten, und Unkosten gemacht hat, so vergleicht man sich endlich, und alsdenn bleibt es, wie man im Sprüchwort sagt, beym Alten; insonderheit, wo der Proceß zwischen

schen dem rechtmäßigen Herrn und dem Lande ist. Das Ende ist allezeit ein gütlicher Vergleich.

Il y faut revenir tot ou tard.

Damit ich diesen Brief auf eine merkwürdige Art beschliese, so will ich Ihnen eine Allegorie mittheilen, welche ich erst in der schon gepriesenen Schrift des Herrn von Vandels gelesen habe. Die Rede ist von dem Commercio im Würtembergischen, und da schreibt der Ritter des H. Petri: „Und „ also ist in pleno erwiesen, daß das „ Würtembergische Commercium durch Ih„ ro Herzogliche Durchleucht eben darum „ auf gute und dauerhafte Füße gesetzt wor„ den, weil es nicht nur gerad und auf„ recht stehet, sondern auch gut gehet, und „ zwar durch alle Länder, ohneracht der am „ Credit hinkende Pasquillant den Fuß sei„ ner Lügen unterschlagen wollen." Was für eine erhabene Schreibart! wie deutlich! wie verständlich! haben Sie jemahls etwas schöneres gelesen? O möchte man mit dem Horaz ausrufen:

Risum teneatis amici.

Vergeben Sie mir diesen unordentlichen Brief und erwarten Sie nächstens einen,

worin-

worinnen mehr merkwürdiges seyn solle. Ich bin willens künftige Woche die berühmte Porcellain-Fabrique zu Ludwigsburg zu besehen. Ich werde mich nach ihrem Verlangen um alles genau erkundigen. Vielleicht wird dieses meine letzte Ausschweifung seyn, und meine Geschäfte indessen zu Ende gehen.

Ich wünsche das Vergnügen sie zu umarmen, bald wieder zu genießen, und verharre in begieriger Erwartung dieses Zeitpuncts ꝛc.

Stuttgard,
den 12ten Julii
1766.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ganz, Johann Friedrich Ferdinand,

Würtembergische Briefe, oder Schilderung der Sitten und der Merkwürdigen Personen dieses Herzogthums

[S.l.] 1766

Germ.sp. 77 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018698-1
VD18 1021268